

Man soll nie "nie" sagen

Über 60 Jahre Erlebnisse mit Gott

Alle Rechte vorbehalten!

Detlev Fleischhammel
Heppenheimer Straße 26
65428 Rüsselsheim
detlev@fleischhammel.de
www.fleischhammel.de
www.jesus-service.de

Inhalt

Warum dieses Buch?
Bremen - Amsterdam - London - Miami - Port-au-Prince (Haiti)
Bremen, Berlin und Brake
Gericht Nr. 56
Alemannischer Kulturschock
In der Edelbaracke
... und wieder unterwegs
Mose und das brennende Getränk
"Blanc!"
Auf den Hund gekommen
Noch ein Sprachstudium
Noch ein Kulturschock
Zum Schmunzeln
Haitianischer Missionarsalltag
"Der hat ja auch Gefühle!"
Besuch aus der Heimat
Ein Magengeschwür mit Ohren
Erstens kommt es anders ...
... und zweitens, als man denkt
Und nun?
"Baby raus - Ende Juni - jaaa!"
Kennzeichen "GG"
Noch ein Neubeginn
"Dialektische" Probleme
Morbus Boeck und Beinahe-Unfälle
Und was hat es gebracht?
Gott macht keine Fehler
Wer schreibt ...
Man soll nie „nie“ sagen – wie wahr!

Warum dieses Buch?

Es käme mir nie in den Sinn, meine "Memoiren" zu schreiben - wer bin ich denn schon? Dieses Buch ist auch keine Autobiographie - wen würde das denn wohl interessieren?

Nein, ich habe ein ganz anderes Ziel: ich möchte erzählen von dem, was Gott in meinem bisher doch immerhin schon über sechzigjährigen Leben getan hat; ich möchte berichten von Seinen großen und "kleinen" Wundern, von Seiner Führung, Bewahrung und Versorgung, von Seiner Güte, Barmherzigkeit und Geduld mit mir, und ich möchte Ihm die Ehre geben dafür. Ich möchte das tun, was in Ps. 107 beschrieben wird:

... die riefen zum HERRN in ihrer Not, und Er half ihnen aus ihren Ängsten; Er sandte Sein Wort und machte sie gesund und errettete sie, daß sie nicht starben: die sollen dem HERRN danken für Seine Güte und für Seine Wunder, die Er an den Menschenkindern tut, und Dank opfern und erzählen Seine Werke mit Freuden. (Ps. 107, 17 - 22)¹

Ich möchte Seine Werke mit Freuden erzählen!

Wäre es nicht sinnvoller, damit zu warten, bis ich sehr viel älter bin und noch wesentlich mehr zu berichten habe? Vielleicht - aber wer weiß, ob ich dann noch genug Kraft und Motivation dazu habe! In meinem Gemeindedienst hörte ich immer wieder schier unglaubliche Berichte von dem, was ältere Christen mit Gott erlebt haben. "Das mußt Du unbedingt zu Papier bringen, damit es der Nachwelt erhalten bleibt!" habe ich dann zu vielen gesagt. Jeder hat eingesehen, daß das notwendig wäre, aber keiner konnte sich dazu aufraffen, es auch wirklich zu tun, und so haben schon viele von ihnen ihre mutmachenden und Gott verherrlichenden Erlebnisse mit ins Grab genommen.

Das soll mir nicht passieren! Deshalb habe ich mich immer wieder einmal in meiner Freizeit an meinen PC gesetzt und mit meinem Zweifinger-Suchsystem meine Erinnerungen ins Textverarbeitungsprogramm getippt. Es ist nichts Sensationelles, Großartiges, Spektakuläres. Aber ich hoffe, daß der Bericht von dem, was ich mit unserem wunderbaren, großen Gott erleben durfte, Ihm Ehre macht und Gläubigen neuen Mut geben kann für ihr Leben mit Ihm, das ja nun wirklich nicht immer leicht ist. Aber nur dieses Leben lohnt sich!

Ich hoffe aber auch, daß meine Leser hier und da immer wieder einmal schmunzeln und ihnen dadurch auch vor Augen geführt wird, daß das Leben in der Nachfolge Jesu keineswegs eine nur ernste Sache ist - im Gegenteil: wir Christen sind doch im Grunde die einzigen, die heute noch wirklich etwas zu lachen haben!

Wo andere Menschen - besonders auch andere Gläubige - aus meiner Sicht an mir, meiner Frau oder uns beiden schuldig geworden sind, da habe ich in meinen Berichten ganz bewußt bestimmte Ereignisse bzw. Tatsachen weggelassen, um nicht jemand in ein schlechtes Licht zu stellen. Ich habe keinerlei Bedürfnis, mit irgendjemand "abzurechnen"; im Gegenteil: ich bin so dankbar, daß ich als Kind Gottes anderen vergeben kann, weil Gott mir meine eigene, unendlich viel größere Schuld Ihm gegenüber vergeben hat (und ich weiß, daß ich auch selbst immer wieder die Vergebung anderer Menschen brauche!). Zu vergeben, ist nicht nur die Pflicht jedes Christen, sondern auch ein kostbares Geschenk, weil es von Groll, Wut und Zorn befreit, weil es die Voraussetzung dafür ist, daß seelische Wunden heilen können, und weil es vor Bitterkeit bewahrt. Und nicht zuletzt macht es unserem gnädigen und barmherzigen Gott Ehre.

¹ Aus urheberrechtlichen Gründen zitiere ich diese Bibelstelle nach der Lutherbibel von 1912.

Bremen - Amsterdam - London - Miami - Port-au-Prince (Haiti)

Es war ein typisch norddeutscher Novembermorgen, als meine Frau und ich am 29.11.1983 in Bremen an Bord eines "Cityhoppers" (ein zweimotoriges Turboprop-Verkehrflugzeug) eine rund einundzwanzig Stunden lange Reise begannen. Obwohl es keine Urlaubsreise war, hatten wir uns schon sehr, sehr lange auf diesen Tag gefreut. Es ging auch nicht in eins der beliebten Urlaubsländer, sondern in das zumindest damals ärmste Land der westlichen Halbkugel: Haiti. Dort wollte ich einen Dienst als Lehrer an einer Bibelschule in der Nähe der Stadt Les Cayes im Süden des Landes beginnen, und auch auf meine Frau Annette warteten dort mehr als genügend Möglichkeiten, mit ihren Gaben Gott und den Menschen zu dienen.

Wir konnten es kaum glauben, daß es jetzt endlich soweit war! Drei Jahre Bibelschulbildung lagen hinter uns sowie mein vierjähriges Theologiestudium an der damaligen "Freien Evangelisch-Theologischen Akademie" in Basel (heute: "Staatsunabhängige Theologische Hochschule"), ein zwölfmonatiges Gemeindepraktikum, ein Jahr Sprachstudium in Frankreich und noch so manche andere Vorbereitungszeiten - insgesamt zwölf Jahre. Und nun kamen wir endlich in das Land unserer Berufung, wo wir sicherlich viele Jahre unseres Dienstes verbringen würden.

Vor Aufregung und wegen der vielen Dinge, die noch gepackt werden mußten, hatten wir in der Nacht zuvor kaum geschlafen. Meine Frau wurde von heftigen Durchfällen geplagt. Ich hatte mir gerade rechtzeitig wieder eine Erkältung eingefangen, wie früher so oft in Zeiten, in denen ich sie am wenigsten gebrauchen konnte. Das relativ kleine Flugzeug, das uns zunächst nach Amsterdam bringen sollte, wurde praktisch auf der ganzen Strecke von heftigen Turbulenzen geschüttelt. Wir waren also froh, in den Niederlanden wieder festen Boden unter den Füßen zu haben!

Den hatten wir dann allerdings länger, als uns lieb war. Wegen einer Verspätung mußten wir vier Stunden auf den Anschlußflug nach London warten. Als sparsame Missionare hatten wir die billigste Reisemöglichkeit gewählt, und das war Bremen - Amsterdam - London - Miami - Port-au-Prince. Dafür war das Umsteigen in London dann fast ein fliegender Wechsel. Die Maschine, die uns nach Miami brachte, war in der Touristenklasse ziemlich eng bestuhlt - aber was machte das schon? Hauptsache, wir waren endlich auf dem Weg nach Haiti!

In Miami hatten wir noch einmal einen längeren Aufenthalt. Annette ging es inzwischen besser, aber meine Erkältung war schlimmer geworden. Schade - im Flugzeug nach Haiti kam ich in ein gutes Gespräch mit meiner Sitznachbarin über Ziel und Zweck unserer Reise, aber meine Stimme versagte.

Die Hitze, die uns beim Aussteigen in Port-au-Prince entgegenschlug, war natürlich keine Überraschung für uns. Aber der Wechsel vom deutschen Winter ins tropische Klima innerhalb weniger Stunden ist schon eine große Umstellung! Auf dem Rollfeld spielte eine Musikkapelle, und das Fernsehen war auch da - nicht wegen uns, sondern wegen der mit uns angereisten Teilnehmerinnen eines lateinamerikanischen Schönheitswettbewerbs.

Beinahe rund um die Uhr waren wir nun unterwegs gewesen. Problemlos kamen wir durch den Zoll, und dann wurden wir freudig begrüßt von Johannes Schürer, dem Leiter der Bibelschule. Er brachte uns mit dem Auto zum Gästehaus der Mission, das an einem Hügel liegt. Es war inzwischen auch hier Nacht geworden, aber Straßenbeleuchtung gab es kaum. Überall am Straßenrand saßen bzw. hockten Menschen an kleinen Feuern. Als wir ausstiegen, fiel uns nicht nur das Zirpen unzähliger Grillen auf, sondern auch, daß jetzt, mitten in der Nacht, ständig Hähne krächten. "Morgen schläft Ihr Euch erstmal aus,"

sagte Johannes, bevor wir ins Bett gingen. Wir waren total geschlaucht von der Reise, aber auch überglücklich, endlich am Ziel zu sein.

Aus dem Ausschlafen wurde leider nichts. Unser Zimmer lag direkt neben dem Funkraum, und pünktlich um 06:30 Uhr begann die etwa viertelstündige Kurzwellenfunkkonferenz mit den verschiedenen Missionsstationen im Land, und der amerikanische Heimleiter hatte eine ziemlich laute Stimme. Uns machte das nichts aus. Die paar Stunden Schlaf hatten uns erfrischt, und nun waren wir gespannt, was jetzt auf uns zukommen würde.

Bremen, Berlin und Brake

Annette wurde am 21.03.1952 in Bremen geboren. Ich ließ mir etwas mehr Zeit und erblickte erst am 19. Juli desselben Jahres das Licht der Welt, und zwar in Berlin-Weißensee, also im damaligen Ost-Berlin. Selbst, wenn es damals jemand gegeben hätte, der uns beide gekannt hätte - es hätte wohl kaum jemand gewagt, zu prophezeien, daß wir uns je über den Weg laufen würden. Bis dahin sollten aber auch noch fast zwei Jahrzehnte vergehen.

Die kleine Annette wohnte zunächst mit ihren Eltern und ihrem sieben Jahre älteren Bruder in einer kleinen Wohnung in der Bremer Neustadt, in der sich die Geschwister ein Zimmer teilen mußten. Da es so nicht weitergehen konnte, bauten die Eltern ein Reihenhäuser im südöstlichen Stadtteil Huchting an der niedersächsischen Landesgrenze. 1963 zogen sie dort ein, und nun hatte jedes Kind endlich ein Zimmer für sich.

Dieser Umzug hatte aber zumindest für Annette noch viel weitreichendere Konsequenzen. Ihre Eltern hatten, wie man so sagt, mit "Kirche" nicht viel am Hut, aber sie waren Mitglieder der Evangelischen Kirche, und so wurden beide Kinder getauft und konfirmiert. Annette nahm am Konfirmandenunterricht der neugegründeten St.-Matthäus-Gemeinde teil, und sie spürte, daß das, was der junge, gläubige Pastor Jochen Müller den Kindern vermittelte, echt und wahr war und mit seinem Leben übereinstimmte. Sie beschloß, daß sie auch ein ganz bewußter Christ sein wollte, und als ihr das - damals noch übliche - Konfirmationsgelübde abgenommen wurde, da nahm sie es ganz, ganz ernst und übergab damit ihr Leben dem Herrn Jesus Christus.

Wenig später starb ganz plötzlich ihre Oma, und da wurde ihr bewußt, daß sie versäumt hatte, ihr vom Herrn Jesus weiterzusagen. Wie ein Keulenschlag traf sie die Erkenntnis, daß ihre Großmutter ihretwegen nicht rechtzeitig das Evangelium gehört und deshalb keine Gelegenheit gehabt hatte, die Befreiung von ihrer Schuld zu erfahren. Erst ein seelsorgerliches Gespräch mit Pastor Müller nahm ihr diese Last ab, weil sie auch dafür um Vergebung bitten durfte.

Schon mein Urgroßvater war Freikirchler, und diese Tradition hat sich bis in meine Generation fortgesetzt. Gerade deshalb bin ich Gott von Herzen dankbar für Menschen wie Pastor Jochen Müller, die als wiedergeborene Christen und bibeltreue Theologen ihren Dienst in der Evangelischen Kirche tun (er ist inzwischen im Ruhestand). Auch ich bin durch ihn reich gesegnet worden. Und ohne ihn hätte meine Frau nach menschlichem Ermessen wohl nie das Evangelium gehört. Auch heute noch erreichen gläubige Pfarrer Menschen mit der Guten Nachricht von Jesus Christus, an die Leute aus freikirchlichen Kreisen kaum herankommen.

Annette besuchte nun weiter die Gottesdienste der Matthäusgemeinde und natürlich auch die Jugendstunden. Die Gemeinde hat immer eine große, lebendige Jugendarbeit gehabt. Jede Woche wurden Straßeneinsätze in der Innenstadt gemacht, um den Menschen zu sagen, daß Jesus Christus am Kreuz für ihre Schuld gestorben ist, und daß sie auf dieser Grundlage Vergebung ihrer Sünden und ewiges Leben haben können und schon hier auf der Erde Frieden mit Gott, Seine Freude, Seine Bewahrung und Führung erleben können. Dabei kam sie auch mit gläubigen Jugendlichen aus anderen evangelikalischen Gemeinden in Kontakt. Mit einigen von ihnen traf sie sich regelmäßig in ihrem Elternhaus zur Gebetsgemeinschaft.

Ihre Eltern standen dieser Entwicklung skeptisch gegenüber; ja, sie waren sogar besorgt, ihre Tochter könnte eine religiöse Fanatikerin werden. Das ist verständlich aufgrund dessen, was sie in ihrer eigenen Jugend erlebt hatten. Annettes Vater hatte sich 1939 als Abiturient zusammen mit praktisch der ganzen Klasse freiwillig gemeldet und

nahm am Rußlandfeldzug teil in dem Glauben, einer guten Sache zu dienen. Später mußte er feststellen, daß er verführt, mißbraucht und um seine Jugend betrogen worden war. Und nun sah es fast so aus, als würde auch seine Tochter solchen Rattenfängern auf den Leim gehen, wenn auch keinen politischen, sondern eher religiösen. Da gab es so manche heiße Diskussion zwischen Vater und Tochter!

Schon früh entschloß sie sich, die Ausbildung an der Bibelschule Brake bei Lemgo im Lipperland zu machen, weil sie die Bibel besser kennenlernen wollte. Davon hielten ihre Eltern überhaupt nichts. Aber zunächst einmal hörte sie auf ihren Rat, nach der Hauptschule noch eine zweijährige Handelsschule zu besuchen, die mit dem Realschulabschluß endete. Danach wurde sie als kaufmännische Angestellte in einem Farbengroßhandel eingestellt. Die Arbeit machte ihr Freude, zumal sie sehr selbständig arbeiten konnte und im Einkauf eine große Verantwortung hatte. Von ihrem Gehalt sparte sie, soviel sie konnte, für ihre Bibelschulausbildung, die sie im Herbst 1971 beginnen konnte.

Mein Leben ist mehrmals akut bedroht worden. Das begann bereits bei der Geburt. Ich hatte schon als Baby einen ziemlich großen Kopf. Die Hebamme merkte sehr schnell, daß die Ärztin dringend benötigt wurde. Die war aber nicht da und hatte keine Telefonnummer hinterlassen. Die Geburt war für meine Mutter eine fürchterliche Qual, die sich über viele Stunden hinzog, und natürlich auch für mich war es sicher eine enorme Belastung. Die Hebamme hat die ganze Zeit gebetet und immer wieder meine Herztöne abgehört. Endlich wurde ich mit einer Spezialzange geholt - die Dellen davon habe ich heute noch am Schädel. Die Geburtshelferin wunderte sich darüber, daß ich ein Junge war. Ihrer Erfahrung nach waren normalerweise nur Mädchen robust genug, um solche Strapazen zu überstehen, und Jungen hatten in der Regel auch keinen so starken Lebenswillen. Ich bin aber davon überzeugt, daß es Gottes Gnade war, die mich bewahrt hat. Gott hatte anscheinend etwas mit mir vor.

Einmal bin ich als Kleinkind in Berlin plötzlich vor ein fahrendes Auto gelaufen, ohne, daß mir etwas passiert ist. Gott sei Dank!

Ebenfalls in dieser Zeit wurde ich nach einer Schutzimpfung schwer krank. Meine Eltern durften mich tagelang nicht besuchen, und ich konnte noch nicht einmal die Bettdecke auf dem Leib ertragen, so daß sie auf ein Gestell gelegt werden mußte. Die Ärzte hatten keine Hoffnung mehr für mich. Meine Eltern waren schon seit ihrer Jugend entschiedene Christen und gehören zu einer Berliner Baptistengemeinde, die jetzt inbrünstig und anhaltend für mich betete. Und Gott erhörte das Gebet! Ich wurde wieder gesund, aber ich mußte noch einmal laufen lernen.

Inzwischen war auch meine jüngste Schwester geboren, und so bestand unsere Familie jetzt aus drei Mädchen und einem Jungen. Der von sowjetischen Panzern brutal niedergeschlagene Arbeiteraufstand gegen das Unrecht in der "DDR" am 17. Juni 1953 (noch viele, viele Jahre lang war ja in der Bundesrepublik der 17. Juni der "Tag der deutschen Einheit") machte meinen Eltern bewußt, daß es immer schwerer werden würde, als Christen im "Arbeiter- und Bauernparadies" zu leben. Sie wollten, daß ihre Kinder in Freiheit aufwachsen. Und so reifte in ihnen der Entschluß, nach Westdeutschland zu fliehen, obwohl sie wußten, daß das mit vielen Gefahren, großen Opfern und der Trennung von der Verwandtschaft verbunden sein würde. Ich werde meinen Eltern mein Leben lang zutiefst dankbar dafür sein, daß sie das alles für uns auf sich genommen haben!

Als gelernter Bäcker bekam mein Vater 1956 ein Stellenangebot in einer neuentstandenen Brotfabrik in einem kleinen Dorf in Schleswig-Holstein. Er nahm an. Die Berliner Mauer wurde ja erst 1961 gebaut, und so war es theoretisch ganz einfach, aus Ostberlin zu fliehen: die S-Bahn fuhr um die ganze Stadt herum, und so mußte man an der letzten Ostberliner Station einfach sitzenbleiben und war wenige Minuten später im Westen - wenn man nicht erwischt wurde.

Wir wurden nicht erwischt. Erst Jahrzehnte später wurde mir bewußt, was wohl passiert wäre, wenn das geschehen wäre: Meine Eltern hätten als Republikflüchtige viele Jahre im Gefängnis verbracht, und wir Kinder wären in staatlichen Kinderheimen gelandet oder von strammen Parteigenossen adoptiert worden, die uns erzählt hätten, unsere Eltern seien Kriminelle, die nichts mehr von uns wissen wollten. Das ist leider sehr oft geschehen. Daß uns allen das erspart blieb, ist ein großes Geschenk der Gnade Gottes.

Aber wir konnten auch fast nichts mitnehmen. Mit dem Flugzeug ging es weiter gen Nordwesten. Wir bekamen schließlich eine Wohnung im Nachbardorf bei einer alten Kapitänswitwe - zwar mit fließendem Wasser, aber ohne Abfluß: unter dem Waschbecken stand ein Eimer. Das Plumpsklo befand sich im Garten auf einer Wiese, die von einem jungen Schafbock beherrscht wurde, der uns Kinder gerne schubste. Und natürlich war ich es, der einmal in den Eimer im Plumpsklo gefallen ist ...

Später durften wir dann in ein werkseigenes kleines Haus in dem Dorf Meddewade ziehen, in dem auch die Brotfabrik war. Dort gab es sogar WC und Zentralheizung! Für meine Eltern als Berliner war das Einleben aber trotzdem schwer, denn im dem 350-Seelen-Ort wurde damals so gut wie nur plattdeutsch gesprochen, und den Flüchtlingen ging es dort damals so wie heute vielen Ausländern.

Mit meinen Geschwistern besuchte ich zunächst die Dorfschule. Die Grund- und Hauptschule bestand aus zwei Klassenräumen und hatte zwei Lehrer. Der Schulleiter, ein kleiner, dicker, freundlicher Mann, unterrichtete die Klassen fünf bis neun - natürlich alle gleichzeitig. Während er sich mit einer Jahrgangsstufe beschäftigte, mußten alle anderen Kinder still für sich arbeiten. Genauso war es auch nebenan bei uns, wo eine jüngere Frau sich nach dem gleichen Konzept um uns "kleines Kropfzeug" kümmerte. Sie tat das in so kompetenter, hingebungsvoller und warmherziger Weise, daß nicht nur ich manchmal aus Versehen "Mutti" zu ihr sagte ...

Umso größer war der Schock, als ich nach der Grundschule im Gymnasium in Bad Oldesloe eingeschult wurde. In fast jeder Stunde kam ein anderer Lehrer ins Klassenzimmer, und es wehte ein ganz anderer Wind als zu Hause in unserer Zwergschule. Aber mit der Zeit gewöhnte ich mich daran, und ab der siebten Klasse (damals noch "Quarta" genannt) hatte ich einen guten Freund, der bis zum Abitur immer mein Banknachbar war. Gerne machte ich im Unterricht Unsinn, aber so, daß es der Lehrer meist nicht bemerkte. Sobald der in unsere Richtung sah, machte ich ein todernstes Gesicht, mein Freund jedoch lachte immer noch und fing sich deshalb einen Rüffel ein.

Diese Schule war das einzige Gymnasium im ganzen Kreis, und auch aus den Nachbarkreisen kamen Schüler. Ich weiß aber von keinem anderen wiedergeborenen Christen an dieser Schule, solange ich dort war, außer der Tochter unseres Pastors und später noch einem anderen Mädchen aus unserer Gemeinde. Meinen Klassenkameraden war bekannt, zu welcher Gemeinde ich gehörte, und so ergaben sich manchmal gute Gespräche über den Glauben. Es fiel mir schwer, immer wieder gegen den Strom schwimmen zu müssen und immer wieder "außen vor" zu sein, weil ich als Christ manches nicht mitmachen konnte, und zwar aus Überzeugung. Leider hat es auch Zeiten gegeben, in denen ich mich auf bestimmten Gebieten angepaßt habe, und ich schäme mich heute dafür. Aber das waren glücklicherweise Ausnahmen. So bin ich meines Wissens der einzige aus meiner damaligen Klasse, der niemals Haschisch probiert hat - man hat es mir allerdings auch nie angeboten. Als im Unterricht das Gespräch einmal auf das Thema "tanzen" kam (ich sehe darin nicht in jedem Fall eine Sünde, aber ich finde es für mich selbst - abgesehen von Volkstänzen - furchtbar albern) und ich sagte, daß ich nicht tanze, fragte mich der Lehrer erstaunt: "Wie willst du denn dann eine Frau finden?" Da hatte ich einen meiner seltenen schlagfertigen Momente und antwortete: "Mein Vater tanzt auch nicht, und er ist trotzdem glücklich verheiratet." Das kann ich heute auch von mir sagen!

Meine Eltern schlossen sich sofort der jungen, von Flüchtlingen gegründeten Baptisten-gemeinde in der Kreisstadt Bad Oldesloe an. Bis ins Alter haben sie sehr aktiv mitgearbeitet: meine Mutter in der Sonntagsschule (Kindergottesdienst), im Frauendienst und im gemischten Chor und mein Vater als Ältester und Gemeindeleiter sowie als Chorleiter und später dann beide zusammen in der Seniorenarbeit.

In dieser Gemeinde wuchsen meine Schwestern und ich auf. Ich bin sehr, sehr dankbar dafür, daß ich schon von frühester Kindheit an das Evangelium hören durfte. Ich begriff auch bald, daß "Gott keine Enkel hat", sondern daß auch Kinder gläubiger Eltern den Herrn Jesus als ihren persönlichen Herrn und Erlöser annehmen müssen. Ich rechne es meinen Eltern übrigens sehr hoch an, daß sie sich immer davor gehütet haben, uns Kinder in irgendeiner Weise zu diesem Schritt zu drängen.

Ziemlich genau in der Mitte unseres Dorfes steht ein Kriegerdenkmal. Ich weiß nicht, ob es heute noch so ist, aber damals wurde jedes Jahr am Volkstrauertag der Toten der beiden Weltkriege gedacht. Im Jahr 1962 nahm ich an dieser Feier teil, und auf einmal wurde mir deutlicher denn je zuvor bewußt, daß auch ich einmal werde sterben müssen. Ich war gerade mal erst zehn Jahre alt, aber ich wußte, daß der Tod durch Unfall oder Krankheit sehr früh kommen konnte. Und mir war klar, daß Gott mich dann für mein Leben zur Rechenschaft ziehen würde. Bei diesem Gedanken wurde mir angst und bange, denn obwohl ich nie etwas besonders Schlimmes getan hatte, wußte ich, daß es genügend Dinge in meinem Leben gab, die mich vor Gott schuldig machten. Vor ihm war ich auf der ganzen Linie schuldig! Auf einmal hatte ich eine schreckliche Angst vor dem Sterben.

Abends fragte mich meine Mutter, was mit mir los sei. Als ich es ihr sagte, erklärte sie mir, daß Jesus Christus am Kreuz gestorben ist, damit Gott uns nicht für unsere Schuld bestrafen muß, was wir durchaus verdient hätten. Gottes Sohn hat alle unsere Sünde auf sich genommen und gesühnt, so daß Gott uns nun vergeben kann. Man braucht das nur wie ein Geschenk anzunehmen. Daraufhin gingen wir beide auf die Knie, und ich dankte dem Herrn Jesus im Gebet für das, was er für mich getan hat, und bat ihn, auch mir meine Schuld zu vergeben. In diesem Augenblick war die Angst wie weggeblasen; dafür hatte ich auf einmal die feste Gewißheit, daß meine Schuld tatsächlich vergeben ist.

Etwas ganz Wichtiges habe ich aber leider erst sehr viel später verstanden: nämlich daß Jesus nicht nur mein Erlöser sein will, der mich vor der ewigen Verdammnis bewahrt und mir statt dessen den Himmel schenkt, sondern daß Er auch mein Herr sein will, dem ich gehöre mit allem, was ich bin und habe: "Und für alle ist er gestorben, damit die, welche leben, nicht mehr sich selbst leben, sondern dem, der für sie gestorben und auferweckt worden ist" (2. Kor. 5, 15). Es hat Jahre gedauert, bis ich das nach und nach so richtig begriffen habe.

Es fing an mit einem neuen Pastor namens Walter Frost, der in den Sechzigerjahren in unsere Gemeinde kam. Er stellte seine Verkündigung unter das Motto "Christus **für** uns - Christus **in** uns - Christus **durch** uns". Da wurden auch die berechtigten Ansprüche Gottes an mein Leben sehr deutlich, und das war unbequem! Ich durfte aber unter seiner Verkündigung immer mehr begreifen, was es bedeutet, dem Herrn Jesus nachzufolgen. 1965 ließ ich mich taufen und wurde Glied der Gemeinde. Walter Frost wurde schon bald nach seiner Pensionierung in die Ewigkeit abgerufen. Ich bin Gott sehr dankbar für den so gesegneten Dienst, den er in unserer Gemeinde getan hat. Vor allem seine klare, bibeltreue Verkündigung hat auch mich positiv geprägt; sie war später ein Vorbild für meinen eigenen Gemeindedienst.

Gerne sang ich im Gemeindechor mit. Ich versuchte mich auch eine Zeitlang als Sonntagsschulmitarbeiter, aber soweit ich mich erinnern kann, bekam ich keinerlei Anleitung,

und so gab ich diesen Dienst bald wieder auf. Viel mehr Freude machte mir die Jugendarbeit, die ich zuletzt auch leitete.

Tief beeindruckt hat mich als Kind ein Diavortrag über die fünf amerikanischen Missionare, die in den Vierzigerjahren in Ecuador von Auca-Indianern getötet wurden, denen sie das Evangelium bringen wollten. Noch am gleichen Tag sagte ich meinen Eltern, daß ich Missionar werden wollte. Im Nachhinein kann ich heute gut verstehen, daß sie das nicht allzu ernst nahmen, denn die Berufswünsche von Kindern ändern sich ja oft. Sie sagten mir, um Missionar zu werden, müsse man einen Ruf von Gott bekommen. Was das ist, sagten sie mir allerdings nicht - oder ich habe es nicht verstanden und deshalb vergessen. Beim Lesen von Missionarsbiografien fand ich dann aber Berichte über Berufungen in die Mission: Ludwig Nommensen z.B. war als Kind schwer krank; er versprach Gott, Missionar zu werden, wenn er wieder gesund würde, was auch geschah. Alle diese Berufungsgeschichten waren ziemlich außergewöhnlich und spektakulär, und ich wartete darauf, daß so etwas auch in meinem Leben geschah. Nichts dergleichen passierte. Daraus folgerte ich, daß ich nicht in die Missionsarbeit berufen bin und ich deshalb mein Leben selbst in die Hand nehmen kann und muß. Ich beschloß, Gymnasiallehrer zu werden. Ich wollte Englisch studieren - das war schon immer mein Lieblingsfach in der Schule gewesen. Ein zweites Studienfach fehlte mir aber noch.

Durch die gute Verkündigung unseres Pastors, aber auch durch Bibelwochen und durch Dienste von Lehrern und Schülern der Bibelschule Brake in unserer Gemeinde wurde mir dann aber nach und nach klar, daß Gott nicht nur das ganze Leben besonders berufener Missionare bestimmen, führen und gebrauchen will, sondern das aller Seiner Kinder. Ob ich Ihm als Missionsarzt in Indien diene oder als Lehrer in Deutschland, ist dann nur eine Frage der persönlichen Führung. Und so legte ich ganz bewußt mein ganzes Leben in Gottes Hand und stellte mich Ihm zur Verfügung. Bald schon wurde mir klar, daß ich gleich nach dem Abitur zur Bibelschule Brake gehen sollte.

In unserer Jugendgruppe hatten wir anfangs erhebliche Vorbehalte gegen Brake. Da war ja alles so eng und streng! Die Bibelschüler durften keine Freundschaften zwischen Jungen und Mädchen beginnen, sie mußten morgens um 05:30 Uhr aufstehen und abends um 21:30 Uhr schon wieder im Bett liegen, und auch sonst hatten sie viele strenge Regeln einzuhalten. Ich sagte mir: Wenn ich je eine Bibelschulausbildung mache, dann garantiert nicht in Brake! Man soll nie "nie" sagen, sagt mein Vater immer.

Und dann kam ein Einsatzteam für eine Woche in unsere Gemeinde, und schon am ersten Abend schmolzen alle meine schönen Vorurteile dahin! Das Vorprogramm wurde von einem temperamentvollen und lustigen Berliner gestaltet.² Zusammen mit dem sehr ruhigen und ernsthaften Sohn des Bibelschulleiters sang er ein Duett, bei dem der Berliner schon in der zweiten Strophe den Text vergaß. Er fing an zu lachen, und bald verlor auch sein Mitsänger die Fassung, und die ganze Versammlung lachte. So furchtbar streng und trocken konnte es in Brake also gar nicht sein! Und die Verkündigung war sehr ansprechend, herausfordernd und anschaulich.

Eines Abends sagte ich meinem Vater, daß ich zur Bibelschule wollte. Mir war etwas mulmig, weil ich keine Ahnung hatte, wie er darauf reagieren würde. Bald hatte ich mein Abitur, wenn alles gut ging, und dann hätte ich studieren und Karriere machen können! Was würde mein Vater dazu sagen, daß ich statt dessen eine dreijährige Bibelschulausbildung machen wollte, die mich formell zu gar nichts qualifizierte?

"Junge, ich wünschte, ich hätte diese Möglichkeit auch gehabt!" sagte er nur. Das werde ich nie vergessen! Er hatte als Vierzehnjähriger nur wählen können zwischen einer

² Das war Hans-Jörg Karbe, der später Bibellehrer bei den Fackelträgern war. Schon mit Anfang 50 erkrankte er an Alzheimer und wurde dann bis zu seinem Tod aufopferungsvoll von seiner Frau Linda gepflegt.

Schneider- und einer Bäckerlehre. Und da sein Vater als Schneidermeister nur wenig Geld verdiente, wählte mein Vater lieber den Beruf, der ihn im wahrsten Sinne des Wortes ernähren konnte. Natürlich hätte er viel lieber das Abitur gemacht und studiert (und dazu hätte er auch das Zeug gehabt!), aber das ging aus finanziellen Gründen nicht. Umso mehr bewundere ich ihn dafür, daß er aus seinen geringen beruflichen Möglichkeiten das Beste gemacht hat (er war als Industriechefbackmeister viele Jahre lang für die gesamte Produktion der Brotfabrik verantwortlich) und seine Arbeit gerne getan hat.

Ich ließ mir also die Bewerbungsunterlagen der Bibelschule schicken und füllte sie aus. Da kamen Zweifel: Woher wußte ich, daß Gott mich wirklich nach Brake schicken wollte? Ich sehe mich heute noch am einzigen Briefkasten unseres Dorfes stehen mit dem Umschlag in der Hand. Ich betete: "Herr Jesus, wenn ich mich getäuscht habe und die Bibelschule nicht mein Platz ist, dann Sorge doch bitte dafür, daß ich abgelehnt werde!" Wenig später kam die Mitteilung, ich sei angenommen, und damit hatte ich auch die Gewißheit, dort am richtigen Platz zu sein.

Ich war ein ziemlich fauler Gymnasiast gewesen, und dementsprechend sieht auch mein Abiturzeugnis aus. Warum sollte ich mir groß Mühe geben, wenn es auch so einigermaßen ging? An der Bibelschule wurde damals auch noch nicht allzuviel verlangt. Meistens reichte es, wenn man sich kurz vor den Examen die vom Lehrer angegebenen Wiederholungsfragen einprägte - das fiel mir nicht schwer. Ich hätte mehr aus dieser Zeit machen können, wenn ich mich öfter mal auf den Hosenboden gesetzt und selbständig etwas erarbeitet hätte!

Es ging unseren Lehrern nicht darum, uns mit akademisch-theoretischem Wissen vollzupacken. Man spürte es ihnen im Unterricht ab, daß sie mit ihrem Leben hinter dem standen, was sie lehrten. Sie wünschten sich, daß wir durch das Studium des Wortes Gottes geistlich wuchsen. Und je länger diese Zeit zurückliegt, desto mehr wird mir bewußt, wie sehr ich in diesen drei Jahren in Brake gesegnet worden bin.

"Was bist du eigentlich, wenn du mit der Bibelschule fertig bist?" wurde ich einmal gefragt. "Drei Jahre älter," antwortete ich. Das war insofern richtig, als das Studium in Brake keine Berufsausbildung war und ist und der Abschluß damals auch keinerlei akademische Anerkennung besaß. Andererseits war es aber völlig falsch, denn - Gott sei Dank! - war ich nach den drei Jahren nicht mehr derselbe.

So bin ich in Brake mit einem ganz großen Vertrauen zur Bibel als dem vom Heiligen Geist inspirierten, fehlerlosen und völlig irrtumslosen Wort Gottes gesegnet worden. Ich lernte, daß die Ansprüche, die Gott darin an unser Leben stellt, höchste Autorität für uns haben; ich begriff aber auch, daß wir uns selbst keinen größeren Gefallen tun können, als möglichst kompromißlos und konsequent nach den Maßstäben der Heiligen Schrift zu leben. Und mir wurde die feste Überzeugung vermittelt, daß Gott zu Seinen Verheißungen steht.

Ein unsagbar kostbares Geschenk lag auch darin, daß meine bis dahin oft etwas wackelige Heilsgewißheit auf das feste Fundament des Wortes Gottes gestellt wurde. Ich durfte lernen, diesbezüglich nicht auf meine Gefühle, auf die Situation oder meine jeweilige Tagesform zu sehen, sondern auf die objektiven, unveränderlichen biblischen Verheißungen wie z.B. 1. Joh. 5, 13: "Dies habe ich euch geschrieben, damit ihr wißt, daß ihr ewiges Leben habt, die ihr an den Namen des Sohnes Gottes glaubt."

Ich war ja in einer freikirchlichen Gemeinde aufgewachsen. Als typischer Teenager und Jugendlicher hatte ich natürlich einen besonders scharfen Blick für alles, was nicht so war, wie es sein sollte - bei den anderen natürlich, nicht bei mir selbst! Deshalb hatte ich keine hohe Meinung von der Gemeinde Jesu. In Brake lernte ich dann, wie der Herr Jesus Seine Gemeinde sieht: Er kennt die Fehler und Schwächen Seiner Braut ganz genau,

aber Er liebt sie und hat sich für sie aufgeopfert (Eph. 5, 25 - 27). An der so unvollkommenen Gemeinde Jesu soll die unsichtbare Welt die mannigfaltige Weisheit Gottes erkennen (Eph. 3, 10), und sie ist der "Wohnort der Herrlichkeit Gottes" (Ps. 26, 8). Ich habe in Brake gelernt, die Gemeinde Jesu zu lieben - weltweit, aber auch vor Ort.

Sehr wertvoll war für mich auch das Praktikum nach dem ersten Schuljahr, das ich größtenteils zusammen mit einem jungen Mann und zwei jungen Frauen verbrachte, die gerade das dritte Bibelschuljahr beendet hatten. In Österreich halfen wir als Singeteam u.a. bei der Vorbereitung und Durchführung von Evangelisationen mit dem Janz Team. Es war erstaunlich, wieviele Menschen die Aufforderung annahmen, nach vorne zu kommen, und wieviele dann auch eine offenbar echte Bekehrung erlebten! Im täglichen Zusammenleben mit den dreien wurde mir anhand ihres Vorbildes schmerzlich bewußt, daß ich geistlich noch ziemlich unreif war, und daß dafür, daß ich schon seit zehn Jahren Christ war, noch wenig geistliches Wachstum bei mir vorhanden war. In dieser Zeit habe ich zum erstenmal in meinem Leben geweint über meine geistliche Armut. Diese Erkenntnis tat weh, aber sie war die Voraussetzung für Gottes Wirken an mir.

Nicht zuletzt wurde mir in Brake noch mehr der Blick für die Mission geöffnet. Ich begriff noch mehr, daß der Missionsbefehl nicht nur einigen wenigen besonders Berufenen und Begabten gilt, sondern der ganzen Gemeinde Jesu. Jede Woche war mindestens ein Missionar zu Gast, der über seine Arbeit berichtete und von dem großen Mangel an Mitarbeitern, der überall herrschte. Nun, ich war bereit, zu gehen!

Mit dem geregelten Tagesablauf und den strengen Regeln kam ich gut zurecht. Es hört sich heute vielleicht schlimm an, daß wir jeden Abend auf einem "Gewissensbogen" genannten Formular ankreuzen mußten, ob wir u.a. immer pünktlich gewesen waren. Aber wenn es aus guten Gründen nicht möglich gewesen war, mußte man das nur erklären, und es gab keine Probleme. Auch, daß wir damals keine Beziehung zum anderen Geschlecht anfangen durften, fand ich in Ordnung. Ich betrachtete es als angebracht, daß wir uns in diesen drei Jahren auf das Studium konzentrieren sollten.

Es ging aber keineswegs tierisch ernst zu in der Bibelschule. Im Unterricht gab es oft etwas zum Lachen, z.B., wenn manche Lehrer den Lehrstoff hier und da mit passenden Anekdoten anreicherten. Viel Spaß hatten wir auch daran, gelegentlich Mitschülern und Lehrern Streiche zu spielen.

Einmal stand morgens mitten im Speisesaal ein Fiat 500. Ein Lehrer stieß eines Tages auf eine lebendige Gans in seinem Arbeitszimmer, die Bibelschüler dort in Absprache mit seiner Frau versteckt hatten - leider hatte der Vogel den Raum bis dahin schon erheblich verschmutzt! Im ersten Schuljahr war einer meiner zwei Zimmerkollegen ein Niederländer, der in der nachmittäglichen Studierzeit sich oft zum Beten ans Bett kniete und dann anfang, zu schnarchen. Eines Tages banden wir zwei anderen ihm dann unbemerkt die Füße zusammen. Es war köstlich, zu beobachten, wie er beim Klang der Schulklingel am Ende der Studierzeit vergeblich versuchte, aufzustehen!

Und noch ein letztes Beispiel: an einem warmen Sonntagnachmittag im Frühling lag ich mit ein paar Freunden am Ententeich. Einer bot mir freundlicherweise an, mich in den Teich zu werfen. "Das traust du dich ja doch nicht!" sagte ich und stänkerte so lange, bis ich von zwei jungen Männern gepackt wurde und in hohem Bogen in das schlammige, aber flache Wasser flog. Als ich geduscht und mich umgezogen hatte, mußte ich erst einmal den anderen Bibelschülern, die empört beobachtet hatten, was passiert war, erklären, daß ich wirklich selbst daran schuld war.

Im Lauf dieser drei Jahre wurde mir klar - und das wurde auch von anderen bestätigt -, daß das Lehren eine meiner hauptsächlichen Gaben ist. Ich wurde deshalb dazu ermu-

tigt, einen Dienst als Bibelschullehrer irgendwo in der Mission anzustreben. Darin sah auch ich meinen Weg.

Am Anfang des letzten Semesters hat es mich dann voll erwischt. Wir waren mit einer Gruppe Bibelschüler und einem Lehrer zu einem Wochenenddienst in der Matthäusgemeinde in Bremen-Huchting. Weil das Annettes Heimatgemeinde ist, war sie natürlich auch dabei. Ich begegnete zum erstenmal ihren Eltern, und ich bewunderte sie dafür, daß sie gegen den damaligen Widerstand ihrer Familie als Christ lebte. Am Abend dieses Tages mußte ich mir eingestehen, daß mich Amors Pfeil getroffen hatte, und zwar tiefer denn je zuvor. Was mich an Annette faszinierte, war nicht nur ihr hübsches Gesicht mit den blitzenden schwarzen Augen und dem Grübchen in der einen Wange. Es war nicht nur ihre Schlagfertigkeit und ihr Humor - es war das geistliche Format, das sie schon damals besaß.

Ich hielt mich aber an die Bibelschulregeln und verzichtete bis zum Ende des Schuljahres darauf, ihr in irgendeiner Weise meine Liebe einzugestehen - wenn es auch schwerfiel, zumal ich ja nicht wußte, was sie für mich empfand.

Mein letztes Praktikum, das noch mit zur Bibelschulbildung gehörte, war in der Matthäusgemeinde in Bremen. Annette hatte sich für ein Gemeindepraktikum in Berlin entschieden, aber daraus wurde nichts. Dann nahm sie eine Anfrage der Hohentorsgemeinde, einer anderen evangelikalen Kirchengemeinde in Bremen, an - was für ein „Zufall“!

Gericht Nr. 56

Seit der Absolvierungsfeier in Brake standen wir nicht mehr unter dem "Zölibat" - ich hätte ihr jetzt also sagen können, daß ich sie liebte. Aber ich sah mich immer noch gebunden. Da ich nicht eine Freundin für eine gewisse Zeit haben wollte, sondern eine Frau fürs Leben, hatte ich schon vor Wochen Gott um Klarheit darüber gebeten, ob Er Annette und mich füreinander bestimmt hatte. Da war mir so, als wenn Er zu mir sagte: "Was wäre, wenn ich 'nein' sagen würde?" Dieser Gedanke ließ mich nicht mehr los. Ich begriff, daß Gott von mir die echte Bereitschaft erwartete, zu einem "Nein" von Ihm ein "Ja" zu finden.

Ich brauchte ein paar Wochen dazu, aber schließlich gab ich sehr schweren Herzens Gott mein "Ja". Kurz darauf bekam ich innerlich "grünes Licht" in Bezug auf Annette. Alles andere ergab sich dann fast von selbst.

Ab und zu war Annette noch in ihrer Heimatgemeinde, und so bekam sie mit, daß ich an einem Sonntagnachmittag einen Predigtendienst in einer Landeskirchlichen Gemeinschaft in einem Nachbarort halten sollte. Ich wollte mit meinem Motorroller dorthin fahren, aber sie bot mir an, mich mit ihrem VW Käfer dorthin zu bringen. Natürlich nahm ich das gerne an!

Das Geld, das ich für den Predigtendienst bekam, wollte ich Annette geben für die Fahrtkosten, aber sie nahm es nicht an. So beschlossen wir, es gemeinsam zu „verbraten“, und zwar in einem Chinarestaurant.

Es war ein sehr schöner Abend. Wir hatten beide das Gericht Nr. 56: irgendetwas mit Bambussprossen. Auf dem Rückweg machte ich Annette dann einen Heiratsantrag - nicht gerade sehr romantisch, aber das machte ihr nichts aus. Ich sagte ihr aber auch: "Bitte überleg Dir gut, ob Du ja sagst; denn dann wirst Du eine Missionarsfrau." Auch das überraschte sie nicht, weil sie schon lange gewußt hatte, welches Ziel ich anstrebte. Dennoch erbat sie sich Bedenkzeit; ich weiß nicht mehr, ob es ein Tag war oder mehrere. Aber dann sagte sie "ja"!

Neben meinem Heil ist Annette das Kostbarste, Beste und Liebste, das Gott mir in meinem ganzen Leben geschenkt hat. Mit ihren praktischen Fähigkeiten, ihrem Organisationstalent, ihren vielen guten Ideen sowie einer Menge weiterer Talente und guter Charaktereigenschaften ist sie eine tolle Ergänzung für mich. Nie hat sie mich in irgendeiner Weise in meinem Dienst für Gott behindert - ganz im Gegenteil: sie hat immer die gleiche Liebe zu Ihm gehabt wie ich und hat mich immer ermutigt, ganze Sache zu machen mit Ihm, Ihm wirklich zu vertrauen und, wenn nötig, auch Opfer zu bringen für Ihn.

Wie viele Gläubige, die einen guten Anfang in ihrer Nachfolge Jesu gemacht haben, kommen durch eine falsche Entscheidung bei der Wahl des Lebenspartners von diesem Weg ab! Viele heiraten einen Menschen, der nicht dem Herrn Jesus gehört - sie setzen sich über die klaren diesbezüglichen Anweisungen hinweg (2. Kor. 6, 14 - 18), die uns auch zu unserem eigenen Guten gegeben worden sind. Der Ehepartner lehnt das Christsein ja nicht völlig ab - vielleicht bekehrt er sich irgendwann! Manchmal geschieht das tatsächlich - Gott sei Dank! Aber das ist leider eher die Ausnahme. Oft läßt die Toleranz des Ungläubigen nach der Eheschließung stark nach, und dann gibt es immer wieder massive Probleme; es sei denn, der gläubige Teil nimmt es mit der Nachfolge Jesu auch nicht mehr so genau.

Aber selbst bei der Entscheidung für einen wiedergeborenen Christen als Ehepartner sollte man vorsichtig sein. Wie ist sein bzw. ihr Verhältnis zum Herrn Jesus Christus? Wie ernst nimmt er bzw. sie die Nachfolge Jesu? Hat Er wirklich den ersten Platz in seinem

bzw. ihrem Leben? Ich hätte jedenfalls nie Missionar werden können, wenn Annette nicht voll und ganz dahinter gestanden hätte, und ich wäre auch sofort aus meinem späteren Gemeindedienst ausgestiegen, wenn sie ihn nicht mehr hätte mittragen können. Umso dankbarer bin ich ihr dafür, daß sie es - trotz z.T. großer Schwierigkeiten und enormer Belastungen - die ganze Zeit getan hat!

Nun sollte und wollte ich noch bei ihren Eltern offiziell um ihre Hand anhalten. An diesem Tag besuchten wir Verwandte von mir in Walsrode, und auf dem Rückweg pflückten wir blühendes Heidekraut. Da wir nichts Geeigneteres im Auto hatten, banden wir es mit einer ziemlich dicken Paketschnur zusammen. Dieses Gebinde überreichte ich dann am Abend meiner zukünftigen Schwiegermutter neben einem richtigen Blumenstrauß. Sie amüsierte sich über das "Seil", aber sie freute sich über das Heidekraut und die anderen Blumen. Im Fernsehen lief gerade "XY ungelöst". Als Frau spürte Annettes Mutter intuitiv, was die Stunde geschlagen hatte, und so schaltete sie das Gerät aus, damit ich mich erklären konnte. Ich tat es, und wir bekamen den Segen der Eltern. Jedesmal, wenn Eduard Zimmermann später mit seiner Sendung ungelöste Kriminalfälle zu lösen versuchte, wurden wir an diesen denkwürdigen Augenblick erinnert - und an den etwas ungewöhnlichen Blumenstrauß.

Im September ging mein Praktikum zuende, und in diesem Monat feierten wir Verlobung. Annette setzte ihre Kinder- und Jugendarbeit in der Hohentorsgemeinde fort, und ich zog für ein Dreivierteljahr wieder zu meinen Eltern nach Schleswig-Holstein, um etwas Geld zu verdienen. Wir wollten im Juni 1975 heiraten, und danach wollte ich mein Studium fortsetzen, um besser gerüstet zu sein für meinen Dienst als Bibelschullehrer in Übersee.

Am liebsten hätte ich in den USA weiterstudiert, aber das hätten wir finanziell nicht geschafft, und es hätte eine lange Trennungszeit bedeutet. Dann wurde mir die damals noch ziemlich junge "Freie Evangelisch-Theologische Akademie Basel" (heute: Staatsunabhängige Theologische Hochschule Basel) empfohlen, die Prof. Dr. Samuel Külling wenige Jahre zuvor gegründet hatte. Abgesehen davon, daß die meisten Landeskirchen das Studium nicht oder nur bedingt anerkennen, ist es eine echte Alternative zum Theologiestudium: Das Pensum, mit dem der Student sich beschäftigt, ist im Wesentlichen das gleiche - aber alle Professoren und Dozenten sind davon überzeugt, daß die ganze Bibel Gottes inspiriertes, unfehlbares und irrtumsloses Wort ist.

Eigentlich wollte ich nur ein Jahr als Gaststudent dort lernen. Aber ein Missionsleiter riet mir, doch lieber das ganze Studium zu absolvieren. Er meinte, ohne Hebräisch- und Griechischkenntnisse würde ich zu wenig von den Vorlesungen profitieren. Das leuchtete uns beiden ein, und ich bin froh, daß ich auf diesen Rat gehört habe. So bewarb ich mich um einen Studienplatz und bekam ihn. Wir planten, diesseits der Schweizer Grenze zu wohnen, wo Annette sich dann um einen Arbeitsplatz bemühen wollte.

Aber noch war es nicht soweit. In der Brotfabrik, in der mein Vater arbeitete, fand ich eine Anstellung als Verkaufsfahrer. Täglich belieferte ich Supermärkte auf einer bestimmten Tour mit Brot und Backwaren. Dabei ging es aber nicht nur darum, die Ware ins Regal zu bringen, sondern ich mußte selbst abschätzen, wieviel in den einzelnen Geschäften am jeweiligen Tag verkauft werden würde. Die Einzelhändler stellten den Lieferanten dafür die Regalfläche zur Verfügung, die schon etwas Erfahrung und kaufmännisches Gespür dafür brauchten. Denn wenn man die Ware zu knapp bemaß, dann war der Umsatz zu gering, und manche Kunden beschwerten sich, wenn ihr Lieblingsbrot ausverkauft war. War man dagegen zu großzügig, dann wurde die Ware alt und mußte kostenlos ausgetauscht werden.

Ich hatte dabei einen großen Vorteil gegenüber meinen Konkurrenten: Da mein Vater die Produktion zumindest der Brote überwachte, war ich von der Qualität meiner Ware tiefst überzeugt (und das zu Recht!). Ich konnte sie also mit wirklich gutem Gewissen

meinen Kunden empfehlen. Leider bin ich aber nie ein guter Geschäftsmann gewesen, und ich wurde auch nur schlecht angelernt, so daß ich in diesem Beruf nicht gerade erfolgreich war. Das machte sich auch auf dem monatlichen Lohnzettel bemerkbar, weil ich teilweise auf Provisionsbasis bezahlt wurde. Dazu kam noch, daß die Kollegen sich untereinander betrogen und selber von den Mitarbeitern der Vertriebsabteilung betrogen wurden, die die Ware bereitstellten. Und wenn in der Abrechnung etwas fehlte, wurde es natürlich dem Verkaufsfahrer vom Lohn abgezogen. Meine Kollegen glichen das aus, indem sie die Kunden übers Ohr hauten. Ich kannte ihre Tricks, aber als Christ kam es mir nicht in den Sinn, mich auf gleiche Weise schadlos zu halten. "Herr Fleischhammel, Sie sind zu ehrlich!" sagte einmal der Chef zu mir. Es war als milde Kritik gemeint, aber ich nahm es als ein großes Lob.

Es war eine sehr stressige Zeit für mich - alle Kunden wollten möglichst früh beliefert werden, aber obwohl ich meinen Dienst morgens um 05:00 Uhr begann, kam ich immer erst relativ spät vom Hof, weil die größten und umsatzstärksten Touren natürlich zuerst ihre Ware bekamen. Wenn dann einmal monatlich am Samstag meine Verlobte zu Besuch kam oder ich zu ihr fuhr, dann war mit mir oft nicht viel anzufangen, weil ich so müde war vom frühen Aufstehen und von der anstrengenden Arbeit. Aber es war eine Zeit, die sich gelohnt hat, weil ich damals so wenigstens einen kleinen Einblick in die "normale" Berufswelt bekommen habe, bevor ich in den vollzeitlichen Dienst ging.

Von dem Streß und Leistungsdruck bekam ich Herzschmerzen (eine typische Berufskrankheit, wie mir ein Internist sagte, der auch Kollegen von mir behandelte), und ich hätte oft am liebsten den Kram hingeschmissen. Aber es gab keine Alternative, und meine Eltern und meine Verlobte ermutigten mich immer wieder, weiterzumachen. Und so war diese Zeit auch eine wertvolle Lektion für mich: **Man löst Probleme nicht, indem man vor ihnen wegläuft, sondern indem man sich ihnen mit Gottes Hilfe stellt und sie so überwindet.** Das hat sich in meinem Leben immer wieder bewahrheitet.

Alemannischer Kulturschock

Am 13. Juni 1975 war er endlich da, der langersehnte Tag unserer Hochzeit. Da es ein Freitag, der 13., war, war es leicht gewesen, einen Termin auf dem Standesamt zu bekommen. Am Nachmittag wurden wir bei strahlendem Sonnenschein von Pastor Jochen Müller in der Matthäusgemeinde getraut. Zur Kirche fuhren wir zwar nicht in einer Hochzeitskutsche, aber immerhin in einem neuen Taxi, das vor uns noch kein Brautpaar transportiert hatte.

Da Verwandte angekündigt hatten, am Vortag zu "poltern", obwohl wir das nicht wollten, luden wir an diesem Abend Annettes Eltern zum Essen ein in das Hotel, in dem wir unsere Hochzeitsnacht verbringen wollten. Es war ein schöner Abend! Auch die Hochzeitsfeier war sehr harmonisch und lustig. Vor allem ist uns in Erinnerung geblieben, wie Annettes Vater sich mit seinem Freund und Kollegen gegenüber saß und sie sich gegenseitig zum Rhythmus des Liedes "Das Wandern ist des Müllers Lust" die Hüte auf dem Kopf wechselten. Wir haben Tränen gelacht!

Ein paar Tage später begann dann unsere Hochzeitsreise. Naja, eigentlich war es keine Hochzeitsreise, denn sie diente der Wohnungssuche an der Schweizer Grenze. Es war uns über die Entfernung einfach nicht gelungen, für die Zeit meines Studiums eine geeignete Wohnung dort unten zu bekommen. In meiner Verzweiflung schrieb ich dann einen Brief an die Eltern eines der drei Braker Absolventen, mit denen ich mein erstes Praktikum in Österreich verbracht hatte. Ich wußte, daß sie in Riehen wohnten, dem Basler Stadtteil, der direkt an der Grenze liegt. Ich erklärte ihnen die Situation und fragte, ob sie uns für zwei Wochen Quartier geben könnten. Sie taten es!

So verbrachten wir unsere Flitterwochen damit, an jedem Morgen schon früh über die Grenze zu fahren und einem Kioskbesitzer die ersten Zeitungen aus der Hand zu reißen, um die Wohnungsangebote nach etwas Geeignetem durchzusehen. Das Angebot war knapp und teuer, und z.T. waren die Wohnungen auch zu abgelegen. Wir waren verzweifelt! Wir wollten schon fast aufgeben und unverrichteterdinge wieder heimfahren, da fanden wir eine Zweizimmerwohnung in Maulburg im Wiesental, ein paar Kilometer östlich von Lörrach. Die Maklerin, die als Vermittlerin auftrat, konnte uns allerdings nur wenig Mut machen: "Die Vermieterin ist eine ältere Dame, die nur noch an eine Einzelperson vermieten will. Sie hatte zuletzt ein unverheiratetes Pärchen, und dann ist die Frau ausgezogen, und der Mann konnte die Miete nicht mehr bezahlen und hat alles verlottern lassen. Aber wissen Sie was? Sie machen einen so netten Eindruck - ich rede mal mit der Frau. Vielleicht kann ich sie umstimmen." Wir hätten die Maklerin knuddeln können!

Langer Rede kurzer Sinn: wir bekamen die Wohnung, obwohl noch andere Bewerber da waren. Viereinhalb Jahre haben wir bei Frau Greiner gewohnt und ein herzliches Verhältnis zu ihr und ihrem Mann entwickelt, das nach unserem Wegzug nach Beendigung meines Studiums noch lange durch Briefe und Besuche aufrechterhalten wurde.

Dann brachten wir mit der Hilfe eines Bekannten unseren bescheidenen Hausstand (er bestand vor allem aus Verlobungs- und Hochzeitsgeschenken) in einem Ford Transit in unsere Wohnung. In dem Kleintransporter war noch viel Platz!

Von unseren Ersparnissen kauften wir uns in einem Möbelgeschäft vor Ort das zweitbilligste Schlafzimmer (nur die Türgriffe waren aus Holz) sowie vier Segeltuchessel mit Stahlrohren. Wir hatten echt ein schlechtes Gewissen, dafür ca. DM 1.200,- auszugeben! Als Bücherregale benutzten wir auseinandergenommene Munitionskisten der britischen Armee, und unsere Vermieterin lieh uns einen alten Kühlschrank und eine Vitrine. Unser Geld reichte auch noch für eine Waschmaschine und einen Küchenschrank.

In unserer Verlobungszeit hatten wir in einem Ehebuch die Empfehlung gelesen, sich mindestens DM 25.000,- zusammenzusparen, um heiraten zu können. Wir hatten nur einen kleinen Bruchteil dieser Summe! Damit konnten wir zwar keine großen Sprünge machen, aber für das Nötigste reichte es. Und immer, wenn wir später durch Ersparnisse oder Geldgeschenke eine Anschaffung machen konnten, z.B. für eine Geschirrspülmaschine, einen Gefrierschrank, eine richtige Sitzgarnitur usw., freuten wir uns unbändig darüber.

Nun fehlte nur noch ein geeigneter Arbeitsplatz für Annette. Sie bewarb sich als Gemeinmediakonin im Nachbarort Schopfheim, aber die Antwort ließ lange auf sich warten. So beschlossen wir schweren Herzens, daß ich im Juli erst einmal allein unsere Wohnung beziehen und im Sommer an der FETA einen Griechisch-Intensivkurs belegen würde, um die Zeit zu nutzen. Annette wohnte in dieser Zeit weiter bei ihren Eltern und arbeitete als Gemeinmediakonin in der Hohentorsgemeinde in Bremen. Natürlich fiel uns die Trennung auf unbestimmte Zeit sehr, sehr schwer - und das sechs Wochen nach der Hochzeit! Aber wir sahen darin Gottes Führung und vertrauten darauf, daß Er für uns sorgen würde.

Wie in der Verlobungszeit, sahen wir uns nur einmal im Monat; nur, daß jetzt nicht 180, sondern 750 km zwischen uns lagen. Und ich hatte noch nicht einmal einen Telefonanschluß, so daß ich oft abends in einer Telefonzelle den Automaten mit Münzen fütterte (Kartentelefone oder gar Handys gab es natürlich noch nicht!), um wenigstens die Stimme meiner Liebsten zu hören. Ab 22 Uhr gab damals ja die im Volksmund „Mondscheintarif“ genannte preisgünstige Zeit dafür.

Je länger dieser Zustand anhielt (ohne, daß eine Änderung in Aussicht war), desto weniger konnten wir verstehen, warum und wozu Gott uns das zumutete. Für mich war das mit echten Glaubenszweifeln verbunden. Natürlich konnte Gott jederzeit eingreifen - aber warum tat Er es dann nicht? Zeitweise war ich drauf und dran, mein Christsein an den Nagel zu hängen. Eine zusätzliche Belastung waren nicht wenige Christen, die uns ermutigen wollten und uns zu diesem Zweck mit Bibelversen und frommen Phrasen abservierten. Aber es gab auch solche, die mit viel Verständnis, Liebe und Einfühlungsvermögen zuhörten, ohne immer gleich Patentantworten geben zu wollen.

Nach einem Vierteljahr sagte Pastor Jochen Müller, daß es so nicht weitergehen könne. Annette sollte ihren Dienst in Bremen kündigen und zu mir ziehen. Er bot uns an, daß die Gemeinde uns mit einem bestimmten monatlichen Betrag unterstützen würde, bis sie dort in Süddeutschland eine neue Anstellung finden würde. Meine Eltern steuerten den gleichen Betrag bei, so daß wir zunächst einmal davon und vom Arbeitslosengeld leben konnten. Natürlich waren wir sehr froh und dankbar, daß endlich die Zeit der Trennung vorbei war! Und am 1. Januar 1976 konnte sie dann ihre neue Arbeit als Gemeinmediakonin in der Evangelischen Kirche im östlichen Nachbarort Schopfheim beginnen.

Ich hatte mich ja inzwischen schon etwas eingelebt, aber für Annette war die neue Umgebung noch sehr fremd. Das fing schon an mit dem alemannischen Dialekt, der in Südbaden gesprochen wird. Er ähnelt sehr dem Schweizerdeutschen und ist besonders für Norddeutsche zunächst einmal sehr schwer zu verstehen. Und für viele Dinge hat man dort ganz andere Bezeichnungen, was das Einkaufen am Anfang doch etwas erschwerte.

Dazu kam noch die ganz andere Mentalität der Einheimischen. Sie waren sehr freundlich und höflich. Das gefiel uns natürlich einerseits schon. Aber wir waren die direkte, offene, oft sogar etwas ruppige norddeutsche Art des Umgangs miteinander gewohnt. Und so kam uns die alemannische Mentalität unaufrichtig und unehrlich vor. Wir haben eine ganze Weile gebraucht, um zu begreifen, daß wir hier umdenken mußten. Wir erlebten so etwas wie einen Kulturschock im eigenen Land! Das war mit Sicherheit eine gute Vorbereitung auf die spätere Begegnung mit noch viel unterschiedlicheren Prägungen. Bald

lernten wir die feine, freundliche alemannische Wesensart zu schätzen und bekamen mehr ein Gefühl dafür, daß das, was wir für Offenheit und Aufrichtigkeit hielten, oft unnötig verletzend ist.

Kurz, nachdem Annette ihre Arbeit begonnen hatte, bekam sie Besuch von einem ihrer neuen Kollegen, dem Bezirksjugendreferenten. Er entpuppte sich als gläubiger Christ und Absolvent der Bibelschule Chrischona. Bald entwickelte sich eine enge Freundschaft zwischen den beiden Ehepaaren, zumal seine Frau mit Annette zusammen Kinderstunden hielt und wir später auch zusammen einen Hauskreis hatten.

Unvergeßlich wird uns die Reaktion unserer Vermieterin auf diesen Besuch bleiben: sie sah den jungen Mann mit seinem Aktenkoffer die Treppe zu unserer Wohnung hinaufsteigen, und als er wieder herunterkam, fragte sie ihn, ob er sie vielleicht auch untersuchen könnte, wenn er doch schon einmal da sei. Da erklärte er ihr lachend, daß er gar kein Arzt sei.

Im Laufe des ersten Semesters ist dann bei mir endlich der Knoten geplatzt, was das Lernen betrifft. Ich wollte nicht, daß meine Frau länger als unbedingt notwendig meine Studienzeit finanzierte. Und so stopfte ich den Stoff von vier Semestern in zwei und sparte so ein Studienjahr. Das in Brake Gelernte war mir natürlich eine große Hilfe dabei. Und auf einmal war ich dankbar dafür, daß ich am Gymnasium Latein gehabt hatte, denn wenn ich das Latinum in Basel hätte nachholen müssen, dann hätte mich das ein ganzes zusätzliches Semester gekostet. Und ich hatte als Schüler immer geschimpft: "Wozu soll ich eigentlich so eine alte, tote Sprache lernen, nur, weil die Leute sie brauchen, die Jura, Medizin oder Theologie studieren wollen!" Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß man fast nichts im Leben wirklich vergeblich lernt - irgendwann einmal kann man es gebrauchen.

Morgens um kurz nach sieben Uhr bestieg ich den Nahverkehrszug nach Riehen, und meistens kam ich erst gegen 14:00 Uhr zurück. Annette hatte ziemlich unregelmäßige Arbeitszeiten und fuhr mit dem Auto zu den Kinderstunden, Jungscharstunden, Besprechungen und zum Religionsunterricht. Wer von uns beiden mittags als erster zu Hause war, der kümmerte sich um das Mittagessen, und den Hausputz am Wochenende machten wir gemeinsam. Kochen konnten wir beide nicht, als wir heirateten. Aber Annette hatte sich die Rezepte ihrer Mutter aufgeschrieben, und die probierten wir nun aus - mit gutem Erfolg! Ich koche noch heute sehr gerne, wenn es mir zeitlich möglich ist. Annette hat keinen Spaß daran; sie putzt lieber. So haben wir schon die Arbeitsteilung für unseren Ruhestand geregelt: Sie wird putzen, und ich werde kochen, so Gott will.

Wir führten also eine echte Studentenehe, und ich bin wirklich dankbar für diese Zeit. Ich glaube, daß ich viel mehr als viele andere Ehemänner einschätzen kann, was für eine Belastung die Hausarbeit ist, weil ich sie aus jahrelanger eigener Erfahrung kenne!

Als junges Ehepaar hatten wir auch viel Spaß. Das Besondere an unserer Wohnung war, daß wir kein separates Badezimmer hatten; die Badewanne und das Waschbecken befanden sich in der relativ großen Küche. Einmal saßen wir kirschenessend am Küchentisch und spuckten die Kerne ins gegenüberliegende Waschbecken - leider ließ die Trefferquote etwas zu wünschen übrig.

Das Studium an der FETA war zur damaligen Zeit aus meiner heutigen Sicht etwas kopflastig (eben typisch mitteleuropäisch): Es wurde uns viel Wissen vermittelt, und wir bekamen wertvolle Instrumente an die Hand für die theologische Arbeit, aber es war zu wenig Praxisbezug da. Das soll sich aber bald darauf geändert haben. Und ich bin sehr dankbar für die bibeltreue, fundierte Ausbildung, die ich in Basel bekommen habe.

Einmal veranstaltete meine Frau eine Jungschar-Zeltfreizeit am Bodensee. Ich fuhr als Mitarbeiter mit, und zwei junge Leute wollten ebenfalls mithelfen: ein Bibelschüler und ein junges Mädchen namens Barbara Lutz. Letztere wirkte auf uns ziemlich selbstbewußt und unreif, und wir rechneten damit, daß es mit ihr Probleme geben würde. Wir hatten uns getäuscht: nicht mit Barbara, sondern mit dem Bibelschüler gab es Schwierigkeiten. Barbara dagegen fügte sich wunderbar ins Team ein, sah die Arbeit und tat sie, ohne auf entsprechende Aufforderungen zu warten. Bald darauf kam sie zum Glauben, und es entstand eine Freundschaft und innere Verbundenheit, die bis heute angehalten hat. Von Barbara wird später noch mehr Gutes zu berichten sein.

In dem Frühjahr, in dem ich mich auf das erste theologische Examen vorbereitete, wurde auf Annettes rechtem Wangenknochen ein kirschkerngroßer, vermutlich gutartiger Tumor entdeckt, und eine Zeitlang mußten wir deshalb einmal wöchentlich die 70 km zur Freiburger Universitätsklinik fahren zur Behandlung. Dabei ging jedesmal fast der ganze Tag drauf - Zeit, die ich dringend zum Lernen gebraucht hätte! Aber ich nutzte dazu auch die Wartezeit im Auto und vertraute darauf, daß Gott mir die Zeit erstatten würde, die ich nicht verbummelt hatte, sondern die "die Heuschrecken gefressen hatten" (Joel 2, 25). Das Examenszeugnis hätte allerdings die meisten meiner Landsleute geschockt, denn in der Schweiz gehen die Uhren anders: die 6 ist die beste Note und die 1 die schlechteste!

Ähnliche Erfahrungen machte ich auch im zweiten Examen am Schluß des Studiums. Besonders im Alten Testament wurde sehr viel verlangt: Der Student mußte sich mit dem hebräischen Grundtext von mehreren hundert Versen so vertraut machen, daß er ihn nicht nur ohne jedes Hilfsmittel übersetzen konnte, sondern auch jede grammatische Form analysieren und eine gründliche Auslegung dazu liefern konnte. Trotz intensivster und ausgedehntester Vorbereitungen habe ich nicht das ganze Pensum geschafft und war in der mündlichen Prüfung entsprechend nervös. Und dann kam ausgerechnet ein Text aus dem Propheten Sacharja dran, auf den ich gut vorbereitet war und dessen Exegese mir auch keine Mühe machte. Mittelpunkt dieses Abschnitts war Gottes Verheißung in Sach. 4, 6: "Nicht durch Macht und nicht durch Kraft, sondern durch meinen Geist, sagt der HERR der Heerscharen." Das paßte wie die Faust aufs Auge! Das gleiche Bibelwort bekam ich dann später von Professor Külling zur Einsegnung auf der Abschlusfeier. Es hat mich seitdem immer wieder begleitet, angesprochen, ermahnt und ermutigt.

Wir blieben noch bis zum Jahresende 1979 in Süddeutschland. In diesem Vierteljahr übersetzte ich für das Sekretariat der FETA gegen Bezahlung theologische Texte aus dem Englischen. Zum Jahreswechsel wollte ich ein einjähriges Gemeindepraktikum beginnen, und zwar in der Bremer Kirchengemeinde, in der Annette in unserer Verlobungszeit und am Anfang unserer Ehe gearbeitet hatte. Diese Gemeinde war bereit (wie übrigens auch meine Gemeinde in Schleswig-Holstein), uns als Heimatgemeinde zu dienen und uns in den Missionsdienst auszusenden.

Aber erst einmal stand uns der Umzug bevor und davor die Renovierung unserer Wohnung. Wir rückten einfach die Möbel in der Mitte der Räume zusammen, um die mit Rauhfaser tapete ausgestatteten Wände streichen zu können. Wir waren dumm genug, als Umzugstermin ausgerechnet den 27. Dezember zu wählen. Während Annette an Heiligabend in der Kirche mit den Kindern ein Krippenspiel aufführte, schwang ich den Pinsel. Dann kam sie nach Hause, und ich zog mich um, und wir feierten mit der Familie ihres Kollegen. Anschließend pinselten wir gemeinsam weiter.

In diesen Tagen durfte ich wieder einmal Gottes Bewahrung erleben, sonst wäre ich vielleicht an den Folgen meiner Dummheit gestorben. Wir hatten eine Stehlampe, deren Schalter ins Stromkabel integriert war. Als der kaputtging, tauschte ich ihn einfach gegen einen neuen aus. Leider fehlte mir damals nicht nur die handwerkliche Geschicklich-

keit (das ist auch heute noch so), sondern auch ein Minimum an Fachwissen, und so verwechselte ich beim Anschließen den Schutzkontakt mit einem stromführenden Kabel. Das ging solange gut, bis ich beim Renovieren eines Abends die Lampe mit der einen Hand anhob, um sie umzustellen, und gleichzeitig mit der anderen Hand den Schalter betätigte. Nun kreiste der Strom über die Arme durch den Oberkörper. Mir wurde schwarz vor Augen, ich bekam keine Luft mehr, und der Stromschlag war schmerzhaft, aber ich konnte mich nicht von der Lampe lösen. Da fing ich instinktiv an, auf und ab zu springen, bis die Lampe umfiel. Eine kreisrunde Brandnarbe von ca. 5 mm Durchmesser an der Innenseite meines rechten Zeigefingers wird mich immer nicht nur an meine Dummheit erinnern, sondern vor allem an Gottes gnädige und wunderbare Bewahrung!

So schwer wir uns getan hatten, uns dort in Südbaden einzuleben, so schwer fiel uns jetzt der Abschied von unseren Freunden und auch von unseren Vermietern. Als wir unseren Hausstand nach Maulburg gebracht hatten, war ein Ford Transit für den Transport noch zu groß - jetzt mußten wir uns einen Siebentonner-Mercedes-Lkw mieten, um wieder zurück nach Bremen zu ziehen. Freunde halfen uns beim Ausräumen der Wohnung und beim Beladen des Möbelwagens, und Annettes früherer Kollege fuhr mit mir im LKW mit nach Bremen, damit ich nicht länger, als erlaubt, am Steuer sitzen mußte. Was für eine Wohltat, nach all der Schlepperei endlich sitzen zu können!

In der Edelbaracke

Wir zogen, wie gesagt, für ein Jahr nach Bremen, wo ich ein Gemeindepraktikum machen wollte als nächsten Schritt unserer Vorbereitungen auf den Missionsdienst. Ein Verwandter, der Immobilienmakler war, hatte uns für diese Zeit eine Wohnung in einem einfachen Haus im Stadtteil Huchting vermietet. Aber kurz vor dem Umzugstermin gab es Probleme: Der Vormieter weigerte sich, auszuziehen! Da er schon längere Zeit keine Miete mehr gezahlt hatte, war ihm die Wohnung gekündigt worden, aber er rührte sich nicht und zog gegen die Kündigung vors Gericht mit der Begründung, man könne ihn und seine Kinder doch nicht auf die Straße setzen! Der Besitzer konterte mit dem Argument, daß die Wohnung bereits neu vermietet sei; wenn der Vormieter nicht ausziehe, würden die Nachmieter obdachlos. Gott erhörte unsere Gebete: Die Wohnung wurde geräumt.

Annettes Bruder nannte das Haus eine "Edelbaracke", aber wir waren glücklich, dort wohnen zu können. Es hatte eine große Wohnküche und ein geräumiges Wohnzimmer, und wir konnten uns jeder einen Raum als Arbeitszimmer einrichten. Das Haus lag am Rande des Bremer Flughafens; im Krieg war es eine Flakstation gewesen, und auf dem Dach befand sich auch noch eine funktionierende Sirene, die wir in der Silvesternacht einmal haben heulen lassen.

Wir hatten dort auch einige "Untermieter", z.B. Mäuse. Das Gebäude war nur teilweise unterkellert, und unter dem Fußboden befand sich ein nach den Seiten teilweise offener, ca. 10 cm hoher Hohlraum, indem es öfters rumorte. Wir vermuteten Ratten und stellten Fallen auf, die aber nicht berührt wurden - glücklicherweise, denn später fanden wir dort einen Igel. An einem regnerischen Freitagnachmittag lief uns ein Entenküken zu, das wir schließlich ins Tierheim brachten.

In meinem Praktikum lernte ich sämtliche Bereiche der Gemeindearbeit kennen - von der Jungschar bis zum Seniorenkreis. Das war eine wertvolle Zeit nach all den Jahren des Studiums! Auch in Predigtdiensten konnte ich endlich das anwenden, was ich gelernt hatte. Die Gottesdienstbesucher waren damit zufrieden, aber meine Frau nicht: "Das sind keine Predigten, sondern Vorlesungen!" meinte sie. "Wo bleibt der Bezug zur Praxis?" Wo sie recht hatte, hatte sie recht. Noch heute hört niemand so kritisch, aber auch so begeistert meine Predigten wie sie.

Die Gemeinde konnte mir leider nur ein kleines Taschengeld zahlen. Annette meldete sich arbeitslos und suchte auch nach einer entsprechenden Stelle, fand aber nichts Geeignetes. So lebten wir von ihrer Arbeitslosenunterstützung, die übrigens auf den Tag genau so lange gezahlt wurde, bis wir den nächsten Dienst antraten.

Meine erste Predigt hatte ich, nebenbei bemerkt, schon Jahre vorher gehalten. Es war in meinem ersten Bibelschulpraktikum 1972. In einer kleinen Mennoniten-Brüdergemeinde in Wien durfte ich für ein paar Wochen den Pastor in seinem Urlaub vertreten. Auch da hat Gott mir sehr geduldige Zuhörer geschenkt, denn von Homiletik (Predigtlehre) wußte ich damals noch nicht viel. Aber schon damals habe ich es als großes Vorrecht empfunden, daß ich als unvollkommener, schwacher Mensch das lebendige, ewige und vollkommene Wort Gottes verkündigen darf und erleben darf, daß es Frucht bewirkt. Darüber staune ich heute, über vierzig Jahre später, noch viel, viel mehr!

Auch zum theologischen Arbeiten gab es in meinem Praktikum Gelegenheiten. Pastor Harm Köper war damals noch nicht lange gläubig und beschäftigte sich mit so manchen biblischen Fragen, u.a. mit dem Abendmahlsverständnis. Als Lutheraner hatte er gelernt, daß wir beim Mahl des Herrn "in, mit und unter" den Elementen Brot und Wein tatsächlich Leib und Blut Jesu zu uns nehmen; d.h. die Abendmahlselemente bleiben einerseits,

was sie sind, nämlich Brot und Wein, werden andererseits aber doch gleichzeitig auch Leib und Blut Jesu. Nun bat Pastor Köper mich um eine Art theologisches Gutachten zu diesem Thema. Ich schrieb denn auch ein paar Seiten dazu, indem ich die theologischen Argumente für die lutherische Abendmahlsauffassung systematisch anhand der Bibel widerlegte und nachwies, daß die Worte Jesu "Dies **ist** mein Leib" keineswegs so verstanden werden müssen, daß beim Abendmahl eine Wandlung stattfindet. So zeigen wir ja auch z.B. auf einen roten Punkt auf einer Landkarte und sagen "Das **ist** München", wobei jedem sonnenklar ist, daß wir damit nicht behaupten, daß diese Stadt sich tatsächlich auf den paar Quadratmillimetern auf dem Papier befindet. Pastor Köper ließ sich überzeugen - das habe ich bewundert, daß er sich von einem zehn Jahre jüngeren Theologen ohne weiteres "belehren" ließ.

In dieser Zeit mußte der kleine Tumor an Annettes rechtem Wangenknochen entfernt werden. Das war riskant, denn ganz in der Nähe verläuft der Trigeminus-Nerv, und wenn der bei einer Operation verletzt wird, bleibt die Gesichtshälfte irreparabel gelähmt. Das bedeutet, daß das halbe Gesicht entstellt ist und in diesem Bereich keinerlei Mimik mehr möglich ist. Wie hätte sie weiter Gott in der Kinderarbeit dienen können, wenn das geschehen wäre? Und wieder einmal durften wir erleben, daß Gott Gebet erhört: Der Tumor konnte restlos entfernt werden, und der Nerv wurde nicht beschädigt.

In unserem dritten Rundbrief vom 23.04.1980 berichteten wir:

Annette kriegt in letzter Zeit manchmal Schaum vorm Mund - wenn sie nämlich mit meiner Hilfe korrekte englische Aussprache übt. Wir versuchen, ihre englischen Schulkenntnisse gemeinsam aufzupolieren, um uns ein zeitlich und finanziell aufwendiges Sprachstudium in England zu ersparen. Sie meint, ich sei ziemlich streng, aber mit meiner Hilfe kommt sie schneller voran, und es macht auch mehr Spaß.

Leider hat es nichts genützt - wir mußten später doch noch nach London. Aber ich erwähne das hier aus einem ganz anderen Grund: Ich war erschrocken über meine Ungeduld mit Annette. Und ich hatte doch einmal Englischlehrer werden wollen! Gewiß, man sollte grundsätzlich keine Verwandten unterrichten. Aber ich konnte an dieser Stelle erkennen, daß ich sicherlich kein glücklicher und auch kein guter Englischlehrer geworden wäre. Man kann sich selbst keinen größeren Gefallen tun, als Gottes Willen zu tun! Andererseits entdeckte ich bei mir eine ziemlich große Geduld beim geistlichen Lehren. Ich hielt regelmäßig Jugendstunden in der Art, wie ich es bei Pastor Köper gesehen hatte: Es waren etwa dreiviertelstündige, anspruchsvolle Bibelarbeiten, denen die Jugendlichen mit großem Interesse folgten. Ein leicht behindertes Mädchen stellte dann anschließend immer Fragen, die ich gerade in der Bibelarbeit beantwortet hatte. Aber es fiel mir nicht schwer, ihr die Dinge noch mehrmals zu erklären, bis sie sie verstanden hatte.

In dieser Zeit hielt ich auch eine Serie von Jugendstunden über den Missionsbefehl. Eine heutige Missionarin (oder sind es sogar zwei?) sagte uns später, daß sie in diesen Bibelsestunden den Anstoß bekommen hat, in die Mission zu gehen. Dem HERRN sei die Ehre dafür!

Die Hohentorsgemeinde war, wie gesagt, bereit, uns als Heimatgemeinde zu dienen. D.h., sie übernahm geistliche Verantwortung für uns und versprach, unseren Missionsdienst im Gebet mitzutragen und ihn auch, soweit möglich, mit freiwilligen Spenden von Gemeindegliedern finanziell zu unterstützen. Deshalb diente das Praktikum auch dazu, daß die Gemeinde uns besser kennenlernen sollte.

Wir erhofften uns in dieser Zeit aber auch Klarheit über unseren weiteren Weg. Wir sahen unseren Auftrag ja darin, Gott an einer Bibelschule in Lateinamerika zu dienen. Nun brauchten wir eine Missionsgesellschaft, die uns in einen solchen Dienst hinein aussen-

den sollte. Schon am Ende meines Studiums fragten wir Pastor Köper diesbezüglich um Rat. Er empfahl uns die "Deutsche Indianer-Pioniermission", die in Brasilien eine Bibelschule für Indianer betrieb. Dort war man auch interessiert an uns, aber die letzte Entscheidung lag bei den indianischen Leitern vor Ort, und die meldeten sich einfach nicht. Wir ließen also unsere diesbezüglichen Pläne in Übereinstimmung mit der Missionsleitung fallen. Im Praktikum fragten wir Pastor Köper erneut, was wir tun sollten, und er riet uns, uns bei einer bestimmten anderen evangelikalischen Missionsgesellschaft zu bewerben. Das taten wir dann auch und wurden als Missionskandidaten angenommen.

Der nächste Schritt war dann für uns eine sechsmonatige Kandidatenzeit in der Missionszentrale. Am 19.01.1981 kamen wir dort an und merkten sofort, daß wir dort nicht hinpaßten. Aber wir beschlossen, das vorgesehene halbe Jahr dort zu bleiben. Es war in vieler Hinsicht eine gute und wertvolle Zeit. Wir hatten gute Gemeinschaft mit Missionaren und anderen Missionskandidaten und haben sowohl in praktischer, als auch in geistlicher Hinsicht wichtige Dinge lernen können. Nach ein paar Monaten kam es zu Spannungen mit der Missionsleitung, in denen wir uns nicht immer weise verhalten haben, wofür wir später um Entschuldigung gebeten haben.

Auch in dieser Zeit durften wir Gottes Bewahrung erleben. In unserem Rundbrief Nr. 8 vom 14.04.1981 berichteten wir:

Als wir neulich von einem Predigtamt ... zurückkehrten, platzte auf der Autobahn plötzlich ein Reifen. Zum Glück war es ein Hinterreifen, und das Dienstfahrzeug kam ohne Schwierigkeiten zum Stehen. Eine Woche zuvor kam Annette allein in unserem eigenen Auto von Bremen zurück, da zerbrach auf einmal die Windschutzscheibe. Auch diesmal passierte nichts - in dem von Sprüngen übersäten und dadurch undurchsichtigen Glas blieben noch einige "Gucklöcher".

Als Erklärung: unser VW Käfer, Baujahr 1972, hatte noch kein Verbundglas.

Im Sommer ging es dann für zehn Wochen nach London, wo meine Frau an einem Englischkurs teilnahm und ich verschiedenen Missionaren half. Als wir mit diesem Ziel die Missionszentrale verließen, wurde uns beiden unterwegs auf der Autobahn unabhängig voneinander klar, daß wir uns von dieser Missionsgesellschaft trennen sollten, was wir einige Wochen später von London aus auch taten.

Hier stellt sich natürlich die Frage, wie es geschehen konnte, daß sich gleich zweimal der Rat von Pastor Köper nicht bewährt hat. Nun, das liegt wohl ganz einfach daran, daß jeder Mensch sich irren kann (ich mag gar nicht daran denken, wieviele Ratschläge ich selbst in meinem Dienst schon anderen gegeben habe, die ihnen vielleicht eher geschadet als geholfen haben!!!). Außerdem erwähnte ich ja bereits, daß wir in der sechsmonatigen Kandidatenzeit Wertvolles haben lernen dürfen.

... und wieder unterwegs

Während unserer Kandidatenzeit trafen wir Johannes und Luise Schürer. Sie waren uns keine Unbekannten mehr, weil sie ebenfalls Absolventen der Bibelschule Brake sind und während unserer Zeit dort manchmal im Reisedienst über ihre Missionsarbeit in Haiti berichtet hatten.

Sie waren schon viele Jahre auf dieser Karibikinsel gewesen. Luise hatte dort eine Hauswirtschaftsschule für Frauen aufgebaut, verbunden mit einem Heimindustriezweig, der es haitianischen Frauen ermöglicht, durch die im "Centre Lumière" (Lichtzentrum) erlernten Fähigkeiten wie z.B. Sticken Geld zu verdienen. Die Ware wird hauptsächlich exportiert. Johannes leitete die Bibelschule für einheimische Pastoren und suchte einen Missionar, der ihm und seinem amerikanischen Kollegen beim Unterrichten helfen sollte.

Er hatte von unseren Plänen gehört und fragte deshalb diesbezüglich bei uns an. Wenn ich mich recht erinnere, trafen wir uns in Tübingen im Tropeninstitut. Schürers erzählten uns von der Bibelschule "Institut Biblique Lumière", und wir hatten den Eindruck, daß das durchaus Gottes Führung für uns sein könnte. "Ich muß Euch aber warnen," sagte er. "Ihr braucht für den Dienst bei uns in Haiti nicht nur gute Englischkenntnisse, weil wir mit einer amerikanischen Missionsgesellschaft arbeiten, sondern Ihr müßtet auch noch Französisch lernen. Das ist die offizielle Landessprache, und auch in der Bibelschule unterrichten wir auf Französisch. Dazu kommt dann aber auch noch die Muttersprache der Haitianer: Kreolisch. Die ist allerdings relativ leicht zu lernen."

Wir waren bereit, mit Gottes Hilfe diese Hürden zu nehmen, und beteten seitdem um Klarheit. In London las ich eines Tages in einem Andachtsbuch folgendes Bibelwort: "Siehe da das Land vor dir, das der Herr, dein Gott, dir gegeben hat; zieh hinauf und nimm's ein, wie der Herr, deiner Väter Gott, dir verheißen hat. Fürchte dich nicht und laß dir nicht grauen" (5. Ms. 1, 21, Luther-Übersetzung). Natürlich war das eigentlich nicht an mich gerichtet, sondern an Mose. Aber ich spürte ganz deutlich, daß Gott jetzt dadurch auch zu mir sprach und mit dem Land Haiti meinte. Mir wurde ganz klar, daß die Anfrage von Johannes Schürer Gottes Wegweisung für uns war. Auch meine Frau konnte das so sehen, und so bekamen wir Gewißheit über unseren weiteren Weg.

Die Missionsgesellschaft Worldteam, die die Verantwortung für die Missionare in Haiti trug (früher hatte sie einmal "West Indies Mission" geheißen) war und ist eigentlich eine internationale Mission. Darüber hinaus ist sie überkonfessionell und ein Glaubenswerk; d.h. sie hat keine eigenen Gelder, so daß jeder Missionar seinen eigenen Freundeskreis braucht, der seinen Dienst mit Spenden trägt. Um einen solchen Freundeskreis aufzubauen, mußten wir, wie man in Missionarskreisen sagt, "Reisedienst tun". D.h., wir mußten Gemeinden und Hauskreise besuchen, die an unserer zukünftigen Arbeit interessiert waren, und sie über den Dienst informieren, der vor uns lag, in der Hoffnung, daß Menschen sich bereiterklärten, diese Arbeit im Gebet, aber auch finanziell zu unterstützen.

Damit wollten wir so bald, wie möglich, nach unserer Rückkehr aus London im Herbst 1981 beginnen. Wir waren dankbar, daß unsere Bremer Heimatgemeinde uns für diese Zeit in ihrem Gemeindezentrum eine kleine Wohnung zur Verfügung stellen konnte.

Zunächst einmal mußten wir uns aber bei Worldteam als Missionare bewerben, was mit sehr viel Papierkram verbunden war. Die Sache zog sich in die Länge, u.a., weil es einen Wechsel in der Missionsleitung gab. Das war aber noch nicht alles: da Worldteam in Deutschland keine Zentrale hat, die deutsche Missionare betreut (z.B. im Hinblick auf Steuern, Sozialversicherung, Spendenquittungen usw.), brauchten wir noch eine deutsche Partnermission, die diese Aufgabe übernehmen konnte. Wir entschieden uns für die "Vereinigte Deutsche Missionshilfe", die zu der Zeit noch ihren Sitz in Gerlingen bei

Stuttgart hatte. Dank des Einsatzes des damaligen Leiters (und Gründers) Willi Bohlmann wurden wir dort ziemlich schnell als Missionare angenommen. Wir haben uns bei der VDM immer sehr wohlfühlt, auch unter dem späteren Missionsleiter Karl Klapprodt. Aber erst Anfang 1982 kam dann auch das OK aus Coral Gables, Florida, der derzeitigen Zentrale von Worldteam.

In unserem elften Rundbrief vom Januar 1982 schrieben wir u.a.:

Vorweihnachtliche Stimmung konnte sich in den letzten Tagen vor dem Fest bei uns kaum verbreiten: Annette mußte plötzlich eine Blinddarmpoperation über sich ergehen lassen, während in unserer Wohnung bei Minustemperaturen neue Fenster eingebaut wurden. In diese Zeit fiel dann auch noch der Verkauf unseres alten und der Kauf eines neueren Autos mit allem dazugehörigen Papierkrieg. Mittlerweile hat sich Annette aber von der Operation erholt, und wir konnten die Weihnachtstage bei Detlevs Eltern verbringen.

Nun konnten wir endlich unseren Reisedienst beginnen, der uns durch den ganzen deutschsprachigen Raum führte bis ins österreichische Burgenland an der ungarischen Grenze. Es war eine schöne, aber auch anstrengende Zeit.

In unserem Rundbrief Nr. 13 vom Juni 1982 haben wir sie so zusammengefaßt:

Unser Auto rollt durch den Schwarzwald. Vor wenigen Stunden sind wir in Bremen losgefahren. Wenn wir wieder zu Hause sind, werden drei Wochen vergangen sein, und wir werden etwa 3.500 km zurückgelegt und in sechs Orten in Süddeutschland und Österreich Dienste getan haben. Aber unser erstes Ziel ist nicht mehr weit, und so genießen wir die Schönheiten der Schwarzwaldlandschaft: die Bäume scheinen einander Konkurrenz machen zu wollen mit dem zarten Grün ihrer jungen Blätter. Annette wünscht sich, einmal für kurze Zeit eine Kuh zu sein, um das frische, sattgrüne Gras und den gelbstrotzenden Löwenzahn der Wiesen nicht nur mit den Augen, sondern auch mit dem Geschmack zu erleben. Vor dem Ortseingang suchen wir uns einen schattigen Parkplatz und nehmen uns Zeit zur Gemeinschaft mit Gott im Bibellesen und im Gebet.

Ein geruhsamer Reisedienst also? Beileibe nicht. Wir haben Tagesetappen von bis zu 1.000 km, insgesamt bisher ca. 13.500 km, haben sehr viele Dienste, treffen immer wieder neue Menschen, haben viele und lange Gespräche, schlafen immer wieder in anderen Betten. ... Aber das ist kein Grund zum Klagen. Schließlich treffen wir auch viele alte Bekannte wieder, die wir z. T. jahrelang nicht gesehen haben. Und wir betrachten es als ein Vorrecht, das Anliegen der Mission an so vielen verschiedenen Orten neu dringlich zu machen. Und wir erleben viel Schönes: wir denken da an die Sonntagsschulkinder einer kleinen Gemeinde in der Schweiz, die einen ganzen Monat gesammelt haben für Haiti - manche haben sogar ihr ganzes monatliches Taschengeld geopfert ... oder an ein Quartier in Österreich, wo Heinzelmännchen uns abends immer die Betten aufbauten, so daß unsere Schlafsäcke bei unserem Eintreffen bereits aufgeschlagen auf ihre müden Besitzer warteten ... usw. usw.

Der einzige Unfall geschah in Bremen auf einer kurzen Fahrt zum Einkauf. Niemand wurde verletzt, und der Schaden ist bereits behoben und von der "gegnerischen" Versicherung bezahlt. Gezeigt hat uns dieser "Bums", daß die wunderbare Bewahrung, die wir bisher erleben durften, nichts Selbstverständliches ist.

Einmal kehrten wir nach einer vierzehntägigen Reise nach einer zehnstündigen Fahrt in brütender Hitze (damals war an eine Klimaanlage im Auto noch nicht zu denken!) in unsere Bremer Wohnung zurück. Total k.o. fielen wir ins Bett. Beide wachten wir in dieser Nacht einmal auf, ohne zu begreifen, daß wir wieder zu Hause waren. Wir wunderten uns nur über den stehengebliebenen Digitalwecker - warum hatten sich unsere Gastgeber darum nicht gekümmert?

Auch sonst erlebten wir z.T. Erheiterndes in unserem Reisedienst. So sprach ich in Österreich über das Problem der Unterernährung der haitianischen Kinder und sagte: "Solange die Babys noch gesäugt werden, bekommen sie, was sie brauchen ...".

Zur Auflockerung des Diavortrages baute ich hier und da eine humorvolle Bemerkung ein, die auch nie ihre Wirkung verfehlte. Aber in einer Kirchengemeinde in Ostfriesland blieben die Leute todernst - dabei hatte ich das Gefühl, daß sie später zu Hause darüber schallend gelacht haben. Viele Jahre später erfuhren wir anlässlich eines Sommerurlaubs in dieser Gegend von einem gläubigen Pastor, daß das mit Sicherheit so gewesen ist; man ist dort nun einmal so geprägt, daß man in der Kirche nicht lachen darf - schade!

Mit der Zeit entstand dann ein Freundeskreis, der anfang, auch durch regelmäßige Spenden unseren Dienst zu tragen. Im Spätsommer 1982 kam dann der nächste Schritt auf unserem Weg nach Haiti: das Sprachstudium in Frankreich. Dafür war uns - z.B. von Schürers - das Centre Missionaire in Albertville im schönen Savoyen empfohlen worden. An diesem Ort fanden später einmal die olympischen Winterspiele statt, aber das konnten wir damals noch nicht ahnen.

Mose und das brennende Getränk

Über die Reisevorbereitungen und den Umzug nach Albertville berichteten wir in unserem vierzehnten Rundbrief vom September 1982 schon von dort:

Unser Jahresurlaub fiel wegen Zeitmangels weitgehend ins Wasser. Im Juli begann dann das Packen: Was nach Haiti soll, packten wir sorgfältig in Eisenfässer, die nächstes Jahr per Schiff abtransportiert werden sollen, was in Bremen bleiben sollte, wurde in verschiedenen Kellern und Dachböden verstaut - und dann war da noch das, was mit nach Frankreich sollte. Bei dem Gedanken, wie er das Gepäck für zehn Monate in unserem Pkw unterbringen sollte, bekam Detlev leichte Bauchschmerzen. Aber es klappte! Es ging sogar mehr hinein, als wir dachten (z.B. eine Gitarre). Allerdings neigte sich das Heck des Autos bedenklich dem Boden zu, und im gleichen Maße strebte der Bug nach oben - wir kamen uns fast vor wie in einem schnellen Motorboot. Als wir uns der Schweizer und später der französischen Grenze näherten, befürchteten wir, beim Zoll das Auto ganz ausladen zu müssen. Aber auch diese Sorge war umsonst: keine Gepäckkontrolle - die Franzosen interessierten sich noch nicht einmal für unsere Ausweise! Dafür fingen jetzt die sprachlichen Probleme an. Schon in der Schweiz wunderte sich Annette, daß die Orte an der Autobahn auf einmal alle gleich hießen: "Sortie" - bis Detlev sie aufklärte, daß diese Schilder "Ausfahrt" bedeuten. Aber auch er bekam sein Fett, als wir in Genf beim Tanken auf das ersehnte Eis verzichten mussten, weil ihm bei der Hitze und Eile nicht das französische Wort dafür einfiel. - Schon gut, jetzt wissen wir auch, daß es "glace" heißt!

Wir sind extra etwa zehn Tage vor Beginn des Unterrichts umgezogen, um uns noch etwas erholen zu können, bevor es losging. Aber daraus wurde nichts. Die Wohnung, die die Sprachschule für uns im Nachbarort angemietet hatte, war so verdreckt, daß wir sie erst einmal gründlich putzen mußten. Als wir damit fertig waren, fing der Unterricht an. Leider gab es noch ein weiteres Problem in der Wohnung: Die Wände waren z.T. sehr feucht. Eher von der humorvollen Seite nahmen wir die Tatsache, daß die Matratze des französischen Betts so durchgelegen war, daß jeder von uns sich krampfhaft an seinem Rand der Matratze festhalten mußte, um nicht in die Mitte zu rutschen.

Das "Centre Missionnaire" wurde 1967 von einer überkonfessionellen Organisation französischer Christen gegründet, um ausländischen Missionaren fundierte Sprachkenntnisse für ihren Dienst in Frankreich und in anderen frankophonen Ländern zu vermitteln. Alle Lehrer waren wiedergeborene Christen, die für jeden ihrer Studenten beteten. Unsere 50 Kommilitonen kamen sämtlich aus englischsprachigen Ländern. Zu Anfang wurde noch Englisch mit uns geredet, aber nur zu Anfang. Wir sollten möglichst nur die französische Sprache benutzen, auch die Anfänger. "Wenn Ihr genau das tut, was wir Euch sagen, werdet Ihr nach zehn Monaten alle auf Französisch predigen können!" sagten uns die Lehrer. Bis auf zwei Ausnahmen sollten sie recht behalten!

Ich hatte am Gymnasium fünf Jahre Französischunterricht gehabt, aber damals mochte ich die Sprache nicht und war zu faul, die Vokabeln und die komplizierte Grammatik gründlich zu lernen. Umso erstaunter war ich, daß ich aufgrund des Tests am ersten Tag in die oberste der drei Klassen eingestuft wurde - es war also viel mehr hängengeblieben, als ich gedacht hatte.

Der Unterricht war anstrengend und ging von morgens bis zum späten Nachmittag, unterbrochen durch eine Mittagspause. Dann gab es noch Hausaufgaben zu machen! Ein Großteil des Unterrichts bestand aus praktischen Übungen, z.T. im Sprachlabor, z.T. ein-

fach dadurch, daß wir irgendetwas auf Französisch erzählen mußten, z.B. biblische Geschichten. Das fiel auch mir nicht leicht, weil ich wußte: Sobald ich den Mund aufmachte, machte ich Fehler. Aber unser Lehrer korrigierte uns sehr kompetent und geduldig.

Dabei - und natürlich auch bei Gesprächen außerhalb der Schule - gab es immer wieder viel zum Lachen. Ein Missionar erzählte im Unterricht die Geschichte von der Berufung des Mose. Dabei sprach er aber nicht vom buisson ardent, dem brennenden Busch, sondern vom boisson ardent, dem brennenden Getränk. Jemand anders hatte gelernt, daß man, wenn ein Franzose niest, "A vos souhaits" sagt; das bedeutet sinngemäß etwa: "Mögen Ihre Wünsche in Erfüllung gehen!" Bei passender Gelegenheit sagte der Ausländer statt dessen aber "Essuyez-vous!" - "Trocknen Sie sich ab!". Ich selbst sprach einmal im Winter mit unserer Vermieterin über das Wetter (worüber sonst?). Dabei wollte ich sie fragen: "Est-ce qu'il neigera encore?" - "Wird es noch mehr schneien?" Ich fragte aber: "Est-ce qu'il nagera encore?" - "Wird er noch mehr schwimmen?" Kein Wunder, daß die Frau mich ziemlich ratlos ansah!

Weniger lustig war unsere finanzielle Knappheit. Gerade in der ersten Zeit war unser Freundeskreis noch ziemlich klein, und dementsprechend gering waren die Beträge, die wir von der Zentrale der Vereinigten Deutschen Missionshilfe bekamen. Eine ganze Zeit haben wir uns hauptsächlich von Tütensuppe und Pfannkuchen ernährt. Im Frühjahr wurde es dann aber besser, und wir genossen die Erdbeeren und die leckeren französischen Spargelköpfe, die auf dem Markt zum gleichen Preis wie ganzer Spargel angeboten wurden.

Ein anderes Problem war die Heizung in unserer Wohnung. Wenn wir morgens aus dem Haus gingen, um zur Sprachschule zu fahren, waren die Heizkörper noch kalt, und wenn wir am späten Nachmittag zurückkehrten, kühlten sie schon wieder ab. Nicht selten haben wir den Backofen angeheizt und uns davor gesetzt, um warm zu werden. Annette bekam durch die Kälte und Feuchtigkeit denn auch bald gesundheitliche Probleme wie z.B. arthritische Gelenkbeschwerden. Ein französischer Arzt sagte diesbezüglich einmal zu mir: "Da hilft nur noch Dinitrol!" Als ich fragte, was für ein Medikament das sei, sagte er, das sei überhaupt kein Medikament, sondern Unterbodenschutz fürs Auto - m.a.W.: Da hilft gar nichts. Im Januar 1983 wurde unsere Wohnung dann endlich richtig beheizt, aber Annettes gesundheitliche Probleme verschlimmerten sich dennoch weiter. So fuhr sie schon zwei Wochen vor Beginn der Osterferien nach Bremen, um sich u.a. in urologische Behandlung zu begeben. Sie hat wegen dieser Schwierigkeiten viel Unterricht versäumt und konnte deshalb das Sprachstudium nicht offiziell abschließen. Dennoch hat sie eine Menge gelernt. Sie sagt oft: "Wenigstens habe ich in Frankreich gut Englisch lernen können!" - durch den Kontakt zu den anderen Missionaren, denn außerhalb des Unterrichts sprachen wir natürlich untereinander Englisch.

Weihnachten 1982 konnten wir bei unseren Eltern in Bremen und Schleswig-Holstein verbringen. Dort stellte sich heraus, daß unser Auto einen massiven Schaden an der Kurbelwellenlagerung hatte. Unser erst zweieinhalb Jahre altes Fahrzeug brauchte schon einen Austauschmotor! Als wir uns von dem ersten Schreck darüber erholt hatten, konnten wir auch darin Gottes "Maßarbeit" sehen: gerade jetzt kam nämlich ein alter Sparvertrag zur Auszahlung, so daß wir damit die Werkstattrechnung bezahlen konnten.

Schon lange, bevor wir nach Albertville kamen, hatten Schürers uns darauf aufmerksam gemacht, daß wir dort ein junges amerikanisches Missionarsehepaar kennenlernen würden, das sich ebenfalls auf einen Missionsdienst in Haiti mit Worldteam vorbereitete. Wir beteten in der ganzen Zeit bis zum Beginn unseres Sprachstudiums für Carl und Caroline Kishbaugh, und als wir ihnen dann in Frankreich begegneten, waren wir einander von Anfang an sympathisch, und es entstand eine wunderbare Freundschaft zwischen uns. Wir verbrachten viel von unserer knappen Freizeit miteinander, und eine Zeitlang trafen

wir uns auch regelmäßig zum Gebet, weil wir massive persönliche Probleme hatten. All das hat uns auch im Hinblick auf unsere Zeit in Haiti zusammengeschweißt.

Ende Juni 1983 war dann das Sprachstudium abgeschlossen, aber auf Empfehlung von Schürers blieben wir noch zwei weitere Monate in Albertville; ich machte ein Sprachpraktikum in der kleinen, mit der Schule verbundenen Gemeinde, in dem ich u.a. den Pastor während seines Urlaubs vertrat. Das half, das Gelernte anzuwenden und vertiefen, z.B. in Predigten und Bibelarbeiten, aber auch bei der Betreuung des christlichen Bücherstandes auf dem Wochenmarkt.

Dann ging es wieder nach Bremen, und die nächsten drei Monate waren prall gefüllt mit Anschaffungen für unseren Dienst in Haiti, mit dem Packen des restlichen Gepäcks - aber auch mit drei Wochen Urlaub im Bayerischen Wald, die wir dringend brauchten und die uns sehr guttaten. Im November waren dann die Aussendungsfeiern in unseren Heimatgemeinden Bad Oldesloe und Bremen (Hohentorsgemeinde), und am 29.11.1983 konnten wir dann endlich die lange Reise nach Haiti beginnen.

"Blanc!"

Den Verlauf unserer langen Reise von Bremen nach Port-au-Prince, der Hauptstadt Haitis, habe ich im ersten Kapitel geschildert.

Haiti befindet sich auf der westlichen Seite der Insel Hispaniola, der östlichen Nachbarinsel Kubas, die es sich mit der Dominikanischen Republik teilt. Das Land wurde 1492 von Kolumbus entdeckt, noch bevor er das amerikanische Festland erreichte. Die indianischen Ureinwohner wurden von den Spaniern versklavt und gezwungen, in den Goldbergwerken zu arbeiten. Durch diese harte Arbeit sowie durch Krankheiten wurden die Indianer in kurzer Zeit ausgerottet. Deshalb importierten die Spanier und später die Franzosen, die den westlichen Teil übernahmen, Unmengen afrikanischer Sklaven zunächst für die Bergwerke und später für die Plantagenarbeit. Da die Sklaven aus den verschiedensten westafrikanischen Stämmen kamen, hatten sie keine gemeinsame Sprache, und so entwickelte sich das Kreolische: eine einfache Sprache, deren Vokabular hauptsächlich aus dem Französischen kommt, das aber auch afrikanische, spanische und englische Wörter aufgenommen hat; die Grammatik ist dagegen eher afrikanisch. Im Jahre 1804 erlangte Haiti die politische Unabhängigkeit; wirkliche Freiheit und Demokratie gab es jedoch noch lange nicht. Als wir 1983 dort ankamen, herrschte Jean-Claude Duvalier, im Volksmund "Baby Doc" genannt - im Gegensatz zu seinem Vater "Papa Doc", der das Volk noch schlimmer unterdrückt hatte.

Gleich beim Frühstück am nächsten Morgen wurde uns bewußt, daß wir uns nicht nur an die haitianische Kultur wüßten anpassen müssen, sondern auch an die amerikanische Kultur der meisten unserer Mitmissionare. Ich weiß nicht mehr, ob wir Pfannkuchen mit Ahornsirup bekamen oder etwas ähnlich Ungewohntes, aber es hat uns geschmeckt. Übrigens, fast immer, wenn wir später Besuch aus Deutschland bekamen und vor der Weiterfahrt nach Les Cayes zu unserer Missionsstation im Gästehaus der Mission übernachteten, wurde am nächsten Morgen Pfannkuchen mit Ahornsirup serviert - wir hatten jedesmal unseren Spaß am ungläubigen Staunen unserer Landsleute!

Als nächstes mußte ich versuchen, die Aluminiumkiste aus dem Zoll zu bekommen, die wir als unbegleitetes Fluggepäck aufgegeben hatten und die erst nach uns angekommen war. Dazu bekam ich einen haitianischen Begleiter, der sich mit dem Zoll auskannte. Es war schon etwas beunruhigend, meinen Reisepaß in einem großen Stapel ähnlicher Dokumente verschwinden zu sehen (die Amerikaner nannten das scherzhaft "Haitian piling system" - "haitianisches Stapelsystem", anstelle von "Haitian filing system" - "haitianisches Ablagesystem"). Wir mußten zu unzähligen Stellen im Zollamt. Niemand erklärte uns, wann wir womit zu welcher Stelle mußten, aber mein einheimischer Begleiter kannte sich aus. Überall standen lange Schlangen, aber wir kamen stets ziemlich schnell dran. Allerdings war ich zunächst etwas verwundert, daß er immer wieder einmal sagte: "Jetzt brauche ich zwei Dollar" oder "Gib mir mal fünf Dollar" (die amerikanische Währung war neben der haitianischen Gourde offizielles Zahlungsmittel im Verhältnis 1:5). Endlich begriff ich, daß das eine Art Schmiergeld war. Die Beamten wurden dadurch nicht dazu animiert, etwas zu tun, was sie nicht durften, sondern nur dazu, meine Angelegenheit wesentlich schneller abzuwickeln. Der ganze Spaß kostete etwa 50 Dollar und ein paar Stunden Zeit - sonst hätte es sicherlich Tage gedauert!

Wir sollten zunächst einmal zwei Wochen in der Hauptstadt bleiben, und zwar bei einem haitianischen Pastor und Absolventen der Bibelschule "Institut Biblique Lumière". Er war einer der beiden Pastoren einer großen Baptistengemeinde, Lehrer an einer christlichen Schule und Gastlehrer unserer Bibelschule und sprach recht gut Französisch. Es ging darum, daß wir als erstes in Haiti nicht andere Missionare kennenlernen sollten, sondern Einheimische. Ein paar Jahre zuvor hatte ein Missionswissenschaftler die Forschungsergebnisse des bekannten Verhaltensforschers Konrad Lorenz auf neue Missionare über-

tragen. Seine These lautete: So, wie frisch geschlüpfte Gänseküken auf das erste Lebewesen geprägt werden, dem sie begegnen, ergeht es auch neuen Missionaren, wenn sie aufs Missionsfeld kommen: Wenn sie es als erstes mit anderen Missionaren zu tun bekommen, übernehmen sie automatisch deren Vorurteile gegenüber den Einheimischen; wenn sie dagegen von Einheimischen "geprägt" werden, können sich Vorurteile gar nicht erst entwickeln.

Soweit die Theorie. Die Praxis sah bei uns jedoch ganz anders aus. Wir merkten schon nach wenigen Tagen, daß wir auf dem besten Weg waren, massive Vorurteile zu entwickeln. Wir beobachteten einige Dinge, die wir ganz und gar nicht verstehen konnten, und es war niemand da, der sie uns hätte erklären können. Wir trauten uns meistens nicht, unsere Gastgeber danach zu fragen, und wenn wir fragten, waren die Antworten unbefriedigend. Ein Beispiel: Wir sahen Katzen mit abgeschnittenen Ohren. Als wir Philisaires baten, uns das zu erklären, sagten sie uns: "Man schneidet den Katzen die Ohrenspitzen ab, damit jeder erkennen kann, daß sie jemand gehören." Das fanden wir natürlich immer noch grausam! Erst später erfuhren wir von Missionaren den Rest: Da die meisten Haitianer sehr arm sind und selten Fleisch zu essen bekommen, fangen sie gerne verwilderte Katzen, um sie zu essen; nur an den abgeschnittenen Ohrspitzen erkennen sie, daß dieses Tier jemand gehört, und verschonen es.

In den ersten Tagen litten wir sehr unter der Zeitverschiebung von sechs Stunden und vor allem unter der Hitze - immerhin waren wir ja aus dem deutschen Winter bei Temperaturen um den Gefrierpunkt in die Tropen gekommen, wo das Thermometer um die 30°-Marke pendelte! Die Haitianer fanden es derzeit allerdings etwas kühl, vor allem nachts.

Unser Gastgeber, Pastor Osner Philisaire, wohnte mit seiner Frau und seinen beiden kleinen Söhnen in einem für haitianische Verhältnisse (wenn man von den ganz reichen Einheimischen absieht) großen Haus, das einen Stromanschluß hatte und sein Trinkwasser aus einer Zisterne bezog (die wurde gespeist, wenn Regenwasser vom Dach abfloß). Leider funktionierte die Pumpe nicht, die das Wasser in die Leitungen befördern sollte. So mußte alles Wasser, das benötigt wurde, aus dem Reservoir geschöpft werden. Darin schwammen viele Mückenlarven. Annette lernte in dieser Zeit, mit einem alten Holzkohlenbügeleisen zu bügeln - dabei mußte sie natürlich sehr aufpassen, daß keine Asche auf das frischgewaschene Hemd fiel.

Philisaires kannten sich mit Ausländern recht gut aus. Sie wußten, daß wir nur abgekochtes Wasser bzw. in großen Flaschen gekauftes Culligan-Wasser trinken durften. Sie wuschen für uns auch das Obst und Gemüse mit diesem Wasser und stellten auch die Eiskwürfel für unsere Getränke daraus her. Allerdings waren wir dann doch etwas geschockt, als ihr Hausmädchen den Eiskwürfelbehälter mit Zisternenwasser begoß, um das Eis daraus zu lösen ...

Unvergeßlich wird mir unser erster Sonntag in Haiti bleiben. Pastor Philisaire bat mich, die Predigt zu halten. Ich fragte ihn, ob das wirklich sinnvoll ist, weil ich wußte, daß normalerweise in der Muttersprache der Haitianer, Kreolisch, gepredigt wird, und daß sehr viele Einheimische nur geringe Französischkenntnisse haben. Doch er meinte, das sei kein Problem. Aber als ich dann die Gemeinde auf Französisch ansprach, entstand eine große Unruhe, und ich merkte, daß die Gottesdienstbesucher davon nicht gerade angetan waren. Aber der Hauptpastor beruhigte die Leute, und so hielt ich die Predigt.

Beim Abendmahl habe ich mich dann gründlich blamiert. Ich saß vorne, wo alle Gottesdienstbesucher mich sehen konnten, und als ich das Brot bekam, aß ich es sofort, wie ich es gewohnt war. Dann stellte ich mit Schrecken fest, daß es hier anders gehandhabt wurde: Jeder hielt sein Stück Brot solange in der Hand, bis alles verteilt war, und dann aßen alle gemeinsam. Au weia!

Ähnliche Erfahrungen haben wir in der ersten Zeit immer wieder gemacht. Leider haben wir keine umfassende Einführung in die haitianische Kultur bekommen, und so haben wir aus Unwissenheit uns immer wieder einmal danebenbenommen und aus unseren Fehlern lernen müssen. Als wir nach zwei Jahren zusammen mit anderen jüngeren Missionaren von einem einheimischen Pastor ausführlich über Fehler informiert wurden, die Ausländer immer wieder machen, sagten wir ihm: "Vielen Dank, aber das haben wir inzwischen schon selbst herausgefunden. Schade, daß wir das nicht gleich am Anfang gehört haben!" So sind wir in so manches Fettnäpfchen getreten. Aber die Haitianer waren geduldig mit uns - sie waren es ja schon lange gewöhnt, daß die Amerikaner und Europäer keine Ahnung haben, wie man sich benimmt! Hier nur ein Beispiel: Wenn man Besuch bekommt, stellt man dem Gast nicht etwa ein leeres Glas hin und gießt dann aus der Flasche oder der Karaffe ein - so etwas macht man einfach nicht! Statt dessen stellt man das volle Glas auf ein Tablett und hält es dem Gast hin, damit er es sich selbst nehmen kann. Komisch, daß diese Blancs noch nicht einmal die simpelsten Benimm-Regeln kennen!

Ähnlich müssen die beiden kleinen Söhne von Pastor Philisaire, unserem Gastgeber, empfunden haben. Sie sprachen mich immer wieder auf Kreolisch an. Oft ahnte ich, worum es ging, aber richtig verstehen konnte ich sie natürlich noch nicht, und so antwortete ich dann immer auf Französisch: "Je ne comprends pas" - "Ich verstehe nicht." Das verstanden sie - aber nur rein sprachlich. "Ou pa komprann?" ("Du verstehst nicht?") sagten sie dann in einem Ton, der tiefes Mitleid und Verwunderung darüber ausdrückte, daß dieser so gebildete Ausländer noch nicht einmal Kreolisch verstand.

Aber wir sind ja immer noch bei unserem ersten Gottesdienst in Haiti. Ganz am Anfang wäre ich am liebsten im Boden versunken. Nein, diesmal lag es nicht an mir! Bei der Begrüßung wurde, wie übrigens an jedem Sonntag, gefragt, wer zum erstenmal da sei. Die Betreffenden wurden gebeten, aufzustehen, und sie wurden gefragt, aus welcher Gemeinde sie kamen. Wer keine Gemeinde angeben konnte, wurde gefragt, ob er schon bekehrt sei. Ich glaubte meinen Ohren nicht trauen zu können! Ich kam gerade aus Frankreich, wo zumindest unter Nichtchristen geistliche Dinge als sehr persönliche, intime Angelegenheiten betrachtet werden, die keineswegs in die Öffentlichkeit gehören. "So etwas macht man doch nicht!", dachte ich. Aber die Haitianer störte diese Frage überhaupt nicht. Wer noch nicht bekehrt war, wurde gefragt, ob er vielleicht jetzt gleich sein Leben dem Herrn Jesus übergeben wolle. Manche bejahten das. Seelsorgehelfer standen bereit und gingen mit ihnen hinaus; auf diese Weise kommen dort jeden Sonntag Menschen zum Glauben.

In der Hauptstadt gab es viel mehr hellhäutige Ausländer wie wir als in der Provinz. Dennoch fielen wir natürlich überall auf, und Kinder riefen oft "Blanc!" hinter uns her. Wer ein bißchen Französischkenntnisse hat, dem ist bekannt, daß das "Weißer" heißt. Im Kreolischen geht es aber dabei gar nicht so sehr um die Hautfarbe; die eigentliche Bedeutung ist "Ausländer". Auch ein Jamaikaner mit tiefschwarzer Haut wurde als "Blanc" bezeichnet.

Unter der Überschrift "Haitianische Impressionen" berichteten wir über unsere ersten Eindrücke in der Zeitschrift "Vor dir ... eine offene Tür" unserer Missionsgesellschaft VDM im Januar/Februar 1984:

Als Neuankömmling wird man von den vielen fremden Eindrücken der ersten Tage fast erschlagen. Was einem in Haiti neben der Hitze sofort auffällt, das sind die vielen Menschen überall. Sie stehen bzw. sitzen an kleinen Verkaufsständen, wo sie von Lebensmitteln über Holzkohle bis zu Bettgestellen alles Erdenkliche zum Verkauf anbieten. Frauen tragen mit kernengerader Haltung und geschmeidigem Gang schwere und sperrige

Lasten auf dem Kopf. Menschen aller Altersgruppen und Hautschattierungen sitzen nur einfach herum. Abends sieht man Jugendliche im spärlichen Licht von Straßenlaternen Lektionen auswendig lernen — zu Hause haben viele Haitianer kein Licht.

Wenn man die primitiven, schmutzigen Wohnverhältnisse der meisten Einheimischen sieht, ist einem unbegreiflich, wie die große Mehrheit von ihnen es schafft, stets ordentlich, sauber und geschmackvoll gekleidet zu sein. Nur sehr selten sieht man einen Haitianer, der es eilig hat. Die meisten bewegen sich zielstrebig, aber würdevoll vorwärts. Beim Laufen würden selbst Einheimische zu sehr ins Schwitzen kommen.

Lästig sind die vielen Bettler und die Straßenhändler, die sehr aufdringlich sind und deren man sich als Weißer kaum erwehren kann. Man darf ihnen aber nicht böse sein, denn die meisten von ihnen kämpfen ums Überleben. Noch lästiger ist der Lärm, dem man hier ständig ausgesetzt ist. Nachts jaulen und bellen die vielen Hunde, und die Hähne krähen oft schon abends um acht Uhr. Gegen fünf Uhr morgens ist die Nacht vorbei, und die Kofferradios werden angestellt, meist auf volle Lautstärke, denn die Haitianer lieben es laut. Erst am späten Abend werden die Radios wieder abgestellt.

Soviel haben wir nach einer Woche Haiti schon gemerkt: Die Haitianer sind in vielen Dingen ganz anders als wir, aber es sind sehr liebenswürdige, gastfreie, natürliche, offene Menschen. Wenn wir es lernen, uns ihrer Mentalität, Kultur und Denkweise anzupassen, dann kann unser Dienst hier fruchtbar sein. Vielen Dank, daß Sie uns im Gebet dabei mithelfen.

Am zweiten Sonntag, nachdem wir eineinhalb Wochen in Port-au-Prince gewohnt hatten, ergab sich für uns eine Mitfahrgelegenheit nach Les Cayes, und wir durften das Experiment der Prägung durch die Einheimischen abbrechen.

Später wurden wir gebeten, unsere diesbezüglichen Erfahrungen schriftlich auszuwerten. Wir empfahlen, auch in Zukunft neue Missionare zunächst für zwei Wochen bei Einheimischen wohnen zu lassen, aber ihnen einen Missionar mit einem guten Verständnis der haitianischen Kultur zur Seite zu stellen. Das hat sich dann auch bewährt.

Auf den Hund gekommen

Unser Seegepäck (viele Stahlfässer und eine große Holzkiste mit unserer Wohnzimmer-Sitzgarnitur und unseren Betten) hatten wir schon lange vor unserem Abflug verschifft. Es dauerte aber meist eine ganze Weile, bis der Zoll das Gepäck von Ausländern freigab. Darum hatten Carl und Caroline Kishbaugh, unsere Missionarskollegen, die uns in Frankreich gute Freunde geworden waren, uns angeboten, daß wir bis dahin bei ihnen wohnen konnten. Sie waren nämlich schon eher angekommen und hatten sich dort inzwischen eingelebt. Hätten wir gewußt, daß wir ihre Gastfreundschaft fast einen ganzen Monat würden strapazieren müssen, dann hätten wir wohl doch gezögert, dieses Angebot anzunehmen! Da wir uns aber sehr gut mit ihnen verstanden, war es dennoch eine schöne Zeit.

Das weitläufige Missionsgelände mit dem Namen "Cité Lumière" ("Lichtstadt") liegt etwa vier Kilometer von der Küstenstadt Les Cayes in Südhaiti entfernt auf einem Hügel. Es gehört einer einheimischen baptistischen Denomination namens "Mission Evangélique Baptiste de Sud-Haiti" ("Evangelisch-Baptistische Mission Südhaitis"), zu der damals im gesamten südlichen Haiti etwa 270 Gemeinden gehörten. Diese Gemeindebewegung war in den Zwanzigerjahren entstanden durch haitianische Zuckerrohrarbeiter, die auf Kuba zum Glauben gekommen waren und die einen deutschstämmigen amerikanischen Missionar, der eigentlich ein ganz anderes Ziel hatte, überreden konnten, bei ihnen in Haiti zu bleiben.

Zu Cité Lumière gehörte u.a. eine Poliklinik für ambulante Untersuchungen und Behandlungen, eine Zahnklinik, eine Geburtsstation, eine eigene Trinkwasserversorgung, verschiedene Büros, eine Werkstatt für Pkws und Motorräder, eine Schreinerwerkstatt, die Bibelschule für die Ausbildung einheimischer Pastoren, eine Grundschule für Missionarskinder und verschiedene Wohnhäuser, in denen Missionare lebten. Uns hatte man eine Doppelhaushälfte oberhalb der Poliklinik zugewiesen. Wir hatten drei geräumige Zimmer; zum Wohnzimmer gehörte auch die Küche, die mit Einbauschränken ausgestattet war. Auch die anderen beiden Zimmer hatten Einbauschränke.

Während wir auf unser Seegepäck warteten, nutzten wir die Zeit zum Renovieren der Wohnung. Die letzten Bewohner hatten eins der Zimmer schwimmhallenblau gestrichen, und die weiße Farbe, die wir darüber strichen, deckte schlecht. Also mußte sie gleich dreimal hintereinander aufgetragen werden - und das bei dieser Hitze! Dazu kam noch, daß die Wohnung unserer Gastgeber genau am anderen Ende des Missionsgeländes lag. Wir mußten also immer ca. zwei Kilometer zu Fuß zu unserer noch leeren Wohnung gehen und alles, was wir dort brauchten, tragen. Die Warmwasserversorgung bestand aus einem schwarzgestrichenen Faß auf dem Dach, in das morgens Wasser gepumpt wurde - außer im Winter erwärmte es die Sonne dort immer ziemlich schnell.

Schürers hatten uns gesagt, daß wir einen guten Wachhund brauchten, weil viel eingebrochen wurde. Schon nach wenigen Tagen boten Missionare reinrassige Schäferhundwelpen zu einem verhältnismäßig günstigen Preis an. Also suchte ich mir einen Rüden aus; auch Kishbaughs kauften eins der kleinen Wollknäuel. Annette sagt, sie wird nie meinen glücklichen Gesichtsausdruck vergessen, als ich mit unserem "Räuber", wie wir ihn nannten, auf dem Arm ankam.

Damit hatte es eine besondere Bewandnis. Schon als Kind hatte ich mir immer einen Hund gewünscht, aber dieser Wunsch konnte mir nicht erfüllt werden. Mein Vater mußte nämlich als Backmeister immer ganz früh aufstehen und brauchte dringend seinen Mittagsschlaf, und da hätte Hundegebell ihn sehr gestört. Später habe ich diesen Wunsch fast vergessen. Ich hätte nie gedacht, daß er eines Tages doch noch erfüllt werden würde! Man soll eben nie "nie" sagen. Nachdem ich der Führung Gottes gehorsam geworden

war, hat Gott mir doch noch geschenkt, was ich mir immer gewünscht hatte, sozusagen als "Abfallprodukt". So hat Er an mir die Verheißung von Ps. 37, 4 erfüllt: "Habe deine Lust am Herrn, so wird Er dir geben, was dein Herz begehrt." Leider haben wir unseren Hund nicht mitnehmen können, als wir von Haiti zurückkehrten, und wir haben uns seitdem auch keinen anderen angeschafft. Ich habe eigentlich auch gar nicht mehr das Bedürfnis - Gott hat mir einmal diesen Wunsch erfüllt, und das genügt mir.

An unser erstes Weihnachten in Haiti haben wir wenig Erinnerungen. Natürlich war es schon ungewohnt, dieses Fest in der tropischen Hitze zu feiern. Weihnachtsbäume gab es nicht, Kerzen wären geschmolzen - aber die Botschaft vom Kommen unseres Erlösers in diese Welt war natürlich die gleiche und somit auch die Freude darüber. Was wir aber nie vergessen werden, ist, daß wir den 27.12.1983, also den Tag nach Weihnachten, zusammen mit anderen Missionaren am Strand von Zanglais an der Südküste verbracht haben. Es war herrlich, mitten im "Winter" im kristallklaren, warmen Wasser der Karibik zu schwimmen! Wir achteten sehr darauf, uns möglichst wenig in der prallen Sonne aufzuhalten. Trotzdem hatten wir am nächsten Tag einen der schlimmsten Sonnenbrände unseres Lebens, da unsere Schultern ja beim Schwimmen aus dem Wasser geragt hatten. Später gingen wir dann nicht mehr schwimmen, ohne zusätzlich mit einem T-Shirt bekleidet zu sein.

Unser Seegepäck steckte immer noch beim Zoll fest. Missionarskollegen, die dort zu tun hatten, erzählten uns, daß die Zollbeamten keine Zeit hatten, sich darum zu kümmern, weil sie ihre Büros weihnachtlich schmücken mußten. Nun ja, was sein muß, muß sein!

In unserem Februar-Rundbrief 1984 berichteten wir dann:

Am 9. 1. konnten wir endlich unser Gepäck in Empfang nehmen. Die Inspektion durch den Zoll war nur kurz und ohne Beanstandungen, und die Zollgebühr belief sich auf einen ganzen Dollar! Andere Missionare haben schon mehr als das Hundertfache zahlen müssen. Beim Auspacken bekam unsere Freude dann aber einen empfindlichen Dämpfer. Einiges Porzellan war nämlich trotz sehr sorgfältigen Packens zerbrochen; große, tiefe Beulen in den Seitenwänden der Fässer zeigen, wie grob man damit umgegangen ist. Drei Tonnen sind sogar innen naß geworden; eine davon kam mit einem seitlichen Loch an, und in die beiden anderen ist das Wasser anscheinend durch den Boden eingedrungen. Obwohl wir die Tonnen mit großen Müllsäcken ausgeschlagen hatten, haben einige Dutzend z. T. sehr wertvoller theologischer Bücher stark gelitten; manche waren völlig durchnäßt und aufgequollen. Das war ein Schock für uns! Aber nachdem wir die beschädigten Bände ein paar Tage in der Tropensonne haben trocknen lassen, sind fast alle zwar nicht gerade wieder schön geworden, aber doch wieder brauchbar. Wir hoffen auf Schadenersatz von der Versicherung.

Nun brauchten wir die Gastfreundschaft von Kishbaughs nicht mehr in Anspruch zu nehmen, zumal wir in der Zwischenzeit auch einen Gasherd (kostete umgerechnet ca. 750 €!), einen großen Kühlschrank, einen gebrauchten Gefrierschrank und eine Waschmaschine hatten kaufen können. Für die Waschmaschine hatten wir wegen der hohen Zollgebühren sogar den Gegenwert von 3.000 Dollar zahlen müssen; glücklicherweise konnten wir sie uns mit einer jungen ledigen Missionarin teilen, die damals unsere Nachbarin war (Annette wusch dafür ihre Wäsche immer gleich mit). Dabei handelte es sich um eine typisch amerikanische Waschmaschine ohne Heizung und ohne Schleudermöglichkeit; die Wäsche wurde nur bewegt durch eine senkrechte Achse in der Mitte, die mit Rippen ausgestattet war.

Wir hatten internationale Führerscheine mitgebracht, aber die galten in Haiti nur begrenzte Zeit. Es war eigentlich nur eine Formalität, auf dieser Grundlage haitianische

Führerscheine zu beantragen. Aber man hatte uns vorgewarnt: Das bedeutete stundenlanges Anstehen bei verschiedenen Behörden, und das tagelang. Nun ja, wir hatten einen Haitianer gegen Bezahlung beauftragt, für uns zu erledigen, was möglich war, aber schließlich mußten wir doch selbst erscheinen. Unsere Befürchtungen wurden noch weit übertroffen: Einheimische, die das gleiche Anliegen hatten wie wir, warteten in schier endlosen Schlangen!

Da entdeckte uns ein Polizeioffizier. Er sprach uns an, und als er erfuhr, daß wir Missionare waren und dann auch noch Deutsche, führte er uns an den langen Schlangen vorbei direkt ins Büro. Uns war das furchtbar peinlich, und die Leute schimpften natürlich, aber er redete beruhigend auf sie ein, und das wirkte. Missionarskollegen übersetzten uns, was wir damals noch nicht verstehen konnten. Er sagte seinen Landsleuten sinngemäß Folgendes: "Diese Leute sind Missionare aus Cité Lumière. Wenn wir krank sind, gehen wir dorthin, und man hilft uns, nicht wahr? Und jetzt können wir endlich einmal etwas für die Missionare tun; also beruhigt Euch!" In zwanzig Minuten hatten wir unsere Führerscheine. Ich fragte mich nur: Würde dieser Mann in unserem Land auch solche selbstlose Hilfe erfahren?

Noch ein Sprachstudium

1981 waren wir zehn Wochen lang zum Sprachstudium in London; 1982/1983 haben wir ein ganzes Jahr in das gründliche Erlernen der französischen Sprache investiert, und nun, in Haiti, mußten wir noch die eigentliche Landessprache lernen: Kreolisch. Wir bekamen dazu Lehrbücher mit entsprechenden Übungen, und die Feldleitung empfahl uns, uns geeignete Einheimische als Sprachhelfer zu suchen. Ein Vierteljahr sollte ausreichen, um genügend Kreolisch zu lernen. Danach sollten wir dann beim Feldleiter eine kleine Prüfung ablegen.

Das hört sich schlimmer an, als es ist. Der Wortschatz ist weitgehend der französischen Sprache entnommen, und die Grammatik ist relativ einfach. Allerdings waren wir es von Frankreich her gewohnt, grammatische Regeln, Deklinationen, Konjugationen, unregelmäßige Verben usw. auswendigzulernen und dann zu versuchen, das Gelernte anzuwenden. Jetzt hatten wir so etwas aber alles nicht, sondern nur ein Buch mit Sprachübungen ohne jede Erklärung und Sprachhelfer, die uns korrigieren konnten, wenn wir etwas falsch sagten; aber warum das nicht richtig war, wußten sie auch nicht. Wer beherrscht schon die grammatischen Regeln seiner Muttersprache? Nun ja, wir haben es trotzdem geschafft und konnten uns nach drei Monaten schon ganz gut verständigen.

Seitdem haben wir dort immer mit vier Sprachen jongliert, und das oft in schnellem Wechsel: untereinander und mit unseren deutschen Missionarskollegen (außer Schürers war noch eine deutsche Familie dort) sprachen wir natürlich unsere Muttersprache. Mit unseren amerikanischen Nachbarn und Mitmissionaren kommunizierten wir logischerweise auf Englisch. Wenn Haitianer an die Tür kamen, schalteten wir auf das Kreolische um, und später im Unterricht an der Bibelschule und auch, wenn wir etwas in der Hauptstadt zu tun hatten, sprachen wir französisch. Mit der Zeit schlichen sich auch in unser Deutsch einige kreolische und englische Wörter ein, weil sie einfach treffender oder kürzer waren als die entsprechenden Begriffe unserer Muttersprache - oder beides.

Es war allerdings keineswegs so, daß wir in der Zeit des Kreolischlernens nichts anderes taten - im Gegenteil. Ich begann damals, an einem christlichen Gymnasium Religionsunterricht zu erteilen. Außerdem nahmen wir uns der Bibelschulbibliothek an; viele Bücher waren durch Nässe und durch Insektenfraß beschädigt und mußten neu eingebunden und in Plastikfolie eingeschlagen werden. Das war Annettes Hauptaufgabe. Daneben haben wir ein neues System eingeführt, das die Bücher klassifizierte und den Verleih an die Bibelschüler besser organisierte.

Da Möbel in Haiti sehr teuer waren, haben wir - ebenfalls in dieser Zeit - Bücher- und andere Regale selbst gebaut, ebenso Gästebetten, einen einfachen Schreibtisch und einen Eßtisch. Und das bei meinen mehr als bescheidenen handwerklichen Fähigkeiten! Glücklicherweise hat Annette auf diesem Gebiet dafür umso mehr drauf. Die Stühle für den Eßtisch haben wir dann aber doch fertig gekauft.

Im Lauf des Frühjahrs 1984 gab es dann Probleme. Im Mai-Rundbrief berichteten wir darüber:

Zwischen der Führung der haitianischen Kirche und der Leitung unserer amerikanischen Mission bestehen seit ein paar Monaten starke Spannungen. Die Kirchenleitung hat die Mission aufgefordert, sich zu monatlichen Überweisungen eines bestimmten Betrages zu verpflichten; andernfalls würden - nicht genau bezeichnete - Missionare gebeten werden, nach Hause zu gehen. Sollte unser Dienst hier in Haiti zuende sein, bevor er richtig angefangen hat? Aus organisatorischen Gründen können die Verantwortlichen unserer Mission erst Ende Juni dem Führungsgremium der

Kirche eine offizielle Antwort geben. Inzwischen hat man uns aber wissen lassen, daß die Bibelschule mit mehr als 50%iger Wahrscheinlichkeit in diesem Herbst ihren Unterricht wiederaufnehmen kann. Aber ganz sicher ist es nicht! "Durch Glauben" haben wir mit den Vorbereitungen für ein neues Schuljahr begonnen, im Vertrauen darauf, daß Gott die bestehenden Probleme in wunderbarer Weise lösen kann. Die Vorschläge, die unser Komitee zur Umstrukturierung der Bibelschule gemacht hat, sind von der Kirchenleitung sehr positiv aufgenommen worden.

Im Juli flogen wir dann zu einem für alle neuen Missionare obligatorischen Schulungskurs in die USA. Die Wochen dort waren eine sehr wertvolle Zeit für uns. Wie sehr wir uns schon an das haitianische Klima gewöhnt hatten, merkten wir daran, daß wir trotz des schönsten Sommerwetters dort im Norden der Vereinigten Staaten (in den Nähe von Chicago) froren.

In dieser Zeit erreichte uns die Nachricht, daß es nun feststand, daß die Bibelschule Ende September eröffnet werden würde. Wir waren sehr erleichtert! Gleich nach der Rückkehr nach Haiti stürzte ich mich in die Vorbereitung der Fächer, die ich im ersten Trimester bis zum Jahresende unterrichten sollte: das Buch 1. Mose sowie die Inspiration und Autorität der Bibel. Daneben übernahm ich die Aufgabe des Studienleiters. Das bedeutet, daß ich die Stundenpläne aufstellen und die Koordination des Unterrichts der Gastlehrer (einheimische Pastoren, Missionare und ausländische Gäste) übernehmen mußte. Wie gut, daß ich inzwischen ein Büro im Bibelschulgebäude hatte, das sogar mit einer Klimaanlage ausgestattet war! Sonst klebte man nämlich immer mit der Hand auf dem Papier fest beim Schreiben. Das war nicht gerade angenehm, und das Schreibmaterial wurde davon auch nicht besser.

Noch ein Kulturschock

Wir hatten uns an die für uns anfangs fremde Mentalität der Allemannen in der Lörracher Gegend gewöhnt, und auch mit der wieder ganz anderen Prägung der Franzosen waren wir ganz gut zurechtgekommen - all das war für uns "good missionary training" gewesen, eine gute Vorbereitung auf unseren Missionsdienst. Dennoch bekamen wir auch in Haiti einen Kulturschock. Es war, wie so oft, kein wirklicher "Schock" im Sinne eines einmaligen Erlebnisses, das uns aus der Bahn warf. Statt dessen war es die Summe einer Menge Einzelheiten, die uns zu schaffen machte. Ich ertappte mich dabei, daß mir alles Fremde als minderwertig erschien - bei uns zu Hause war alles besser. Aber das war natürlich Unsinn; mir wurde bewußt, daß das, woran ich gewöhnt war, meist nicht besser, sondern einfach anders war. Ja, bei genauer Betrachtung war der Unterschied oft viel kleiner, als es zunächst den Anschein hatte! Und je mehr ich meine Vorurteile überwand, desto mehr entdeckte ich, daß die haitianische Kultur der deutschen bzw. westlichen Kultur in vielen Punkten mehr als überlegen ist.

Die Haitianer sind zwar größtenteils Katholiken, aber die meisten wissen nicht allzuviel über den Katholizismus. Die eigentliche Religion ist der Voodoo-Kult. Das ist eine Spielart des Animismus, die ihre Wurzeln in den religiösen Traditionen der westafrikanischen Länder hat, aus denen die meisten Sklaven kamen, die ja die Vorfahren der großen Mehrheit der heutigen Einwohner Haitis sind. Man glaubt an einen guten Schöpfergott, der sich aber von der Schöpfung zurückgezogen hat und sich nicht mehr um sie kümmert. Die Welt wird beherrscht von guten und bösen Geistern, die es bei Laune zu halten gilt - sonst rächen sie sich durch Unglücke, Krankheiten, Mißernten, Naturkatastrophen usw. Mehr oder weniger die ganze Natur ist von diesen Geistern belebt, und man hat ständig Angst vor ihnen. Auch z.B. in Bäumen leben solche "loas". Bevor man also einen Baum fällt, klopft man an das Holz, damit der Geist rechtzeitig das Holz verlassen kann. Das erschien mir zunächst primitiv, bis mir einfiel, daß viele meiner Landsleute genau das gleiche machen. Wenn sie z.B. sagen, daß sie seit mehreren Jahren keinen Autounfall mehr gehabt haben, dann klopfen sie sofort auf Holz, weil sie befürchten, daß sie sonst durch die bloße Erwähnung dieser Tatsache ein solches Unglück "berufen" hätten. Wer ist hier also primitiv?

Vor bestimmten, eigentlich harmlosen Tieren wie z.B. Fröschen haben die Voodoo-Anhänger große Angst. Auch unserem gutmütigen Schäferhund begegneten sie mit großem Respekt - weniger wegen seiner Größe (er hatte bei weitem nicht die normale Schulterhöhe seiner Rasse erreicht), sondern vor allem wegen seines schwarzen Fells. Auch darüber konnte ich anfangs nur den Kopf schütteln. Aber wie ist das mit unseren gebildeten und aufgeklärten "Christen", die glauben, daß es Unglück bringt, wenn ihnen eine schwarze Katze über den Weg läuft?

Eines Tages fuhr ich wieder einmal mit dem Motorrad über das Missionsgelände und sah einen Haitianer mit einem Brett unter dem Arm auf der Straße stehen, der sich angeregt mit jemand unterhielt. Ein, zwei Stunden später kehrte ich zurück und sah die beiden immer noch schwätzen. "Kein Wunder," dachte ich, "daß die Haitianer auf keinen grünen Zweig kommen, wenn sie ihre Zeit mit Gesprächen vergeuden, anstatt zu arbeiten!" Aber dann begriff ich, daß ein Einheimischer, wenn er uns Deutsche beobachten würde, die Sache zu Recht ganz anders beurteilen würde: "Kein Wunder," würde er sagen, "daß bei euch so viele Leute unter Einsamkeit leiden - ihr nehmt euch ja vor lauter Geschäftigkeit kaum noch Zeit, um zwischenmenschliche Beziehungen zu pflegen!"

Schon bald paßte ich mich an: Wenn ich es furchtbar eilig hatte und ich unterwegs einen Bekannten traf, dann hielt ich an, stellte den Motor ab und begrüßte ihn: "Bonjou!"³ (Guten Tag). Nachdem er meinen Gruß erwidert hatte, fragte ich: "Kijan ou yé?" (Wie geht es dir?) Wenn er mir diese Frage beantwortet hatte, und das war manchmal auch nur ein lapidarer Satz wie "Inbin, nou la" (Nun ja, wir leben noch), dann stellte er natürlich die entsprechende Gegenfrage, auf die ich ihm die gewünschte Auskunft geben mußte. Damit durfte ich es aber auch in größter Eile nicht bewenden lassen, sondern ich mußte mich auch nach dem Wohlbefinden seiner Frau und seiner Kinder erkundigen, und der Beantwortung dieser Fragen folgten natürlich auch die entsprechenden Gegenfragen. Dahinter spürte man aber ein echtes Interesse - das waren nicht nur Höflichkeitsfloskeln. Nun konnte ich, wenn es denn unbedingt sein mußte und ich unter großem Zeitdruck stand, mich verabschieden und weiterfahren. Sonst wäre das Gespräch natürlich noch weitergegangen.

Wie sehr ich mich an diese Sitten gewöhnt hatte, das merkte ich nach meiner Rückkehr nach Deutschland. An einem Sonntagnachmittag machte ich mit meiner Familie einen Spaziergang in der Stadt. Da trafen wir einen jungen Mann aus der Gemeinde, der mit einem freundlichen, aber kurzen "Hallo!" an uns vorüberging. Ich war zutiefst geschockt über dieses für mein Empfinden schrecklich ungehobelte Benehmen!

Keine Kultur ist als solche gut oder schlecht, sondern jede hat gute und schlechte Elemente. Deshalb kann die Begegnung mit fremden Kulturen sehr fruchtbar und wertvoll sein, weil man davon enorm viel lernen kann, indem man als an die Bibel gebundener Christ die eigene Prägung in Frage stellt und erkennt, was an der fremden Mentalität besser ist als an der eigenen.

Haushoch überlegen sind die Kulturen der dritten Welt denen der westlichen Länder im Hinblick auf den Umgang mit den alten Menschen. Bei uns zählt fast nur die Leistung, und deshalb wird die Jugend vergöttert und das Alter verachtet. In Haiti dagegen werden die alten Menschen respektiert und geehrt, wegen ihrer Erfahrung, ihrer Weisheit, aber auch einfach aufgrund ihres hohen Lebensalters. Das Wort für "Greis" ist z.B. ein sehr ehrerbietiger Ausdruck. Hier sind wir Europäer, Amerikaner usw. weit von den biblischen Maßstäben entfernt und könnten von den ach so "unterentwickelten" Drittweltländern eine Menge lernen! Das gilt natürlich auch für die Gastfreundschaft und Hilfsbereitschaft der Haitianer, von denen an anderer Stelle berichtet worden ist bzw. noch berichtet werden wird.

Auch sonst waren Gespräche mit Haitianern immer wieder sehr wertvoll für uns, weil sie uns oft halfen, die Dinge in einem ganz anderen Licht zu sehen. Z.B. hatten wir einmal den damaligen Präsidenten der einheimischen Kirche zum Mittagessen bei uns. Wir schätzten Pastor Brézil als eine sehr feinen geistlichen Mann. Er wollte natürlich einiges über Deutschland wissen. Da sich viele Einheimische unser Heimatland als - etwas übertrieben gesagt - eine Art Schlaraffenland vorzustellen schienen, sagte ich ihm: "Probleme gibt's bei uns auch: wir haben z.B. derzeit etwa acht Prozent Arbeitslose." Das beeindruckte ihn keineswegs, denn er konterte: "Heißt daß, das bei Euch zweiundneunzig Prozent der Leute Arbeit haben?" In der Tat - so konnte man es auch sehen, und so sollte man es wohl auch viel mehr sehen!

Nun hatten wir es aber nicht nur mit der haitianischen Kultur zu tun, sondern auch mit der nordamerikanischen Mentalität der meisten unserer Mitmissionare, die aus den USA und Kanada kamen. Aus Unwissenheit sind wir auch hier anfangs in Fettnäpfchen getreten, wobei dies schon während des Sprachstudiums in Frankreich geschehen war. Da wollten wir einmal einen gemeinsamen Ausflug machen, und von den Mitstudenten ka-

³ Ich schreibe hier nach der damals üblichen kreolischen Orthographie; die ist in der Zwischenzeit stark verändert worden.

men mehrere Vorschläge. Eine junge Frau äußerte eine Idee, auf die aber niemand einging. Ich fand das unhöflich und sagte ihr deshalb, daß und warum ich ihre Vorstellung nicht so gut fand wie andere Anregungen. Das verletzte sie tief, denn mein Verhalten war für amerikanisches Denken völlig unangemessen gewesen. Amerikaner signalisieren ihre Abneigung gegenüber gewissen Vorschlägen in solchen Situationen ganz einfach dadurch, daß sie sie ignorieren.

Im großen und ganzen haben wir den Umgang mit den amerikanischen Kollegen aber immer als unkompliziert, einfach und wohltuend empfunden. Als unbedingt nachahmenswert empfinden wir z.B. ihre Gewohnheit, einander zu ermutigen, indem sie anderen sagen, was ihnen an ihnen gefällt, was sie gut gemacht haben, welche guten Eigenschaften sie haben usw. Da haben gerade wir Deutschen großen Nachholbedarf!

Dankbar waren wir auch dafür, daß wir als Deutsche völlig vorbehaltlos in die Missionsgemeinschaft aufgenommen wurden, die, wie gesagt, sonst fast nur aus Nordamerikanern bestand, und daß sich niemand über unseren deutschen Akzent lustig machte.

Manchmal wurde uns jedoch ihr für unser Empfinden übertriebenes Gemeinschaftsbedürfnis zuviel, z.B. wenn schon wieder ein gemeinsames Essen stattfinden sollte. Ab und zu haben wir und dann ausgeklinkt, was unsere Kollegen z.T. nicht verstehen konnten. Ich versuchte es ihnen dann so zu erklären: "Wenn Ihr nicht gerade in einer Großstadt lebt, dann seid Ihr in Eurer Heimat froh, wenn Ihr einmal Eure Nachbarn seht. Deutschland ist dagegen so dicht besiedelt, daß wir oft froh sind, wenn wir unsere Nachbarn einmal nicht sehen!"

Heimweh kannten wir eigentlich kaum - dagegen halfen auch meistens die Wetterberichte für Deutschland, die wir über Kurzwelle von der "Deutschen Welle" hören konnten. Auch, daß es kein Fernsehen gab, war kein Problem; wir haben die Flimmerkiste nicht vermißt. Wir waren aber dankbar für Freunde und Bekannte, die uns immer wieder bestimmte Dinge schickten, die wir brauchten, die man aber in Haiti nicht kaufen konnte, wie z.B. Ohropax. Einmal schickte uns jemand im Dezember einen kleinen Tannenzweig - welche Kostbarkeit (auch, wenn er schon ziemlich vertrocknet war), und welch ein Geruch, daran zu riechen!

Und wir merkten natürlich, daß das Leben dort in mancher Beziehung komplizierter war, z.B. das Einkaufen. Als wir nach einem Dreivierteljahr zu einem Schulungskurs in die USA flogen, fuhren wir in ein Einkaufszentrum, um Besorgungen zu machen. Und wir standen da, wie die Amerikaner sagen, "like kids in a candy store" (wie Kinder in einem Süßwarengeschäft), weil wir schier erschlagen waren von der Größe und Vielfalt des Warenangebotes.

Daß der Dienst eines Missionars mit gewissen Opfern verbunden ist, das können Einheimische ja meist nur erahnen. Einer unserer Bibelschüler brachte dies einmal seiner Gemeinde gegenüber zum Ausdruck, als ich dort an einem Sonntagmorgen zu Besuch war. "Pasteur Detlev könnte ein viel angenehmeres Leben haben," sagte er, "wenn er in Deutschland geblieben wäre, dort in einer Fabrik arbeiten und viel Geld verdienen würde." Solche Anerkennung war allerdings selten.

Als ich nach unserer Rückkehr nach Deutschland zum erstenmal wieder an einer Veranstaltung der Bibelschule Brake teilnahm, da sprach ich Doyle Klaassen an, den kanadischen damaligen Leiter dieses Werks. Ich dankte ihm für seinen Dienst und für den Verzicht und das Opfer, das diese Arbeit für ihn bedeuteten. Ich sagte ihm, daß mir das erst durch meinen eigenen Missionsdienst bewußt geworden sei. Er meinte, daß er das schon von mehreren Braker Absolventen gehört habe.

Andererseits saßen wir in Haiti oft am Sonntagnachmittag mit anderen Missionaren beim Kaffeetrinken im Freien - und das zu jeder Jahreszeit! - und sagten scherzhaft: "O wir armen Missionare - wie geht es uns doch so schlecht!" Daß wir dort kein naßkaltes Novemberwetter erlebten, daß wir nie Schnee schaufeln mußten, daß wir das ganze Jahr über Sommerkleidung tragen konnten, daß wir nie zu frieren brauchten (außer bei einer Missionarskonferenz in einem klimatisierten Hotel in Port-au-Prince und einer weiteren Gelegenheit, die ich später noch erzählen werde - und hier muß natürlich ehrlicherweise gesagt werden, daß wir umso mehr geschwitzt haben), das war toll!

Zum Schmunzeln

Wenn man als Ausländer in einer ganz anderen Kultur lebt, begegnet einem so manches, was Einheimische als völlig normal empfinden, während man selbst sich darüber sehr wundert und es einen manchmal auch Schmunzeln oder sogar zum Lachen bringt.

Bevor Lélèt zu uns kam und sich als eine echte "Perle" erwies, hatten wir es auch schon mit anderen jungen Frauen versucht, die uns als Hausmädchen empfohlen worden waren. Wir folgten aber auch dem Rat unserer Missionarskollegen, immer zuerst eine Probezeit von ein paar Wochen zu vereinbaren. So kam dann eine Frau zu uns, die das Temperament einer Weinbergschnecke hatte und sich auch nicht viel schneller bewegte. Auch hatte sie nicht gerade die Arbeit erfunden. Als sie zum wiederholten Mal zu spät erschien, meinte sie: "Das macht gar nichts, daß ich erst jetzt komme. Wenn Gott will, daß ich für Euch arbeite, wird das nichts daran ändern." Wir sagten, daß wir jetzt davon überzeugt seien, daß es eben nicht Gottes Wille sei, daß sie unser Hausmädchen wird, und entließen sie.

Meine Frau hatte als Sprachhelferin zum Kreolischlernen eine hübsche Abiturientin. Als ich sie zum erstenmal begrüßte, ergriff ich, wie ich es gewohnt war, ihre Hand. Aber sie drückte mir zu meiner großen Überraschung ein Küßchen auf die Wange! Erfahrene Missionare erklärten mir, daß das völlig normal sei und eine Ehrenbezeugung eines jungen Mädchens einem älteren Mann gegenüber, der als Missionar ohnehin eine besondere soziale Position hatte. Trotzdem war es mir peinlich, und so vermied ich es seitdem, nach Hause zu kommen, wenn ich wußte, daß Annettes Sprachhelferin bei uns war.

Einmal waren wir als Lehrer und Studenten der Bibelschule zu einem Einsatz in der Gemeinde unseres Hausmeisters. Wie immer, wurden wir natürlich auch bewirtet. Das haitianische Essen scheint mir eine Mischung aus afrikanischen und französischen Elementen zu sein - aber eine sehr gelungene! Ich mochte es sehr gerne. Nach dem Essen fragte mich einer unserer Bibelschüler, ob es mir geschmeckt hatte. Und ob! Da eröffnete er mir, daß ich soeben Meerschweinchenfleisch gegessen hatte. Er wußte wohl bereits, daß so etwas bei Europäern und Nordamerikanern niemals auf den Tisch kommt. Ich war aber keineswegs geschockt und würde dieses Gericht jederzeit wieder essen. Auch mit Hundefleisch hätte ich keine Probleme. Für mich ist das nur eine Frage der kulturellen Prägung - sind Hundewelpen oder Meerschweinchen etwa niedlicher oder schützenswerter als Lämmer oder Kälber?

Das Seltsamste, was wir in unserer kurzen Zeit in Haiti erlebt haben, geschah eines Tages, als wir gerade mittagessen wollten. Plötzlich rief eine Frau vor unserem Haus laut um Hilfe. Ich dachte schon, unser Hund sei hinter ihr her, aber das war ein Irrtum. Folgendes hatte sich abgespielt: Die Frau war mit einem ziemlich alten, kranken Mann in der Poliklinik gewesen, und dort hatte man ihm leider eröffnen müssen, daß man ihm nicht helfen konnte. Daraufhin sagte der Mann zu der jungen Frau: "Ich gehe jetzt dort auf den Hügel, setze mich unter die Kokospalme und sterbe." Und genau das tat er auch.

Haitianischer Missionarsalltag

Alle Missionare hatten Hausmädchen, die meisten sogar acht Stunden am Tag. Wir fanden das ziemlich versnobt und waren entschlossen, darauf zu verzichten. Aber schon bald mußten wir einsehen, daß so eine Hilfe kein Luxus war, sondern eine Notwendigkeit! Ich sehe mich noch eines Tages in der Küche stehen, wo ich in der Spüle von Hand unsere Wäsche wusch. Das war ja nichts Falsches, aber in mir bohrte die Frage: "Bist du als Missionar nach Haiti gekommen, um Wäsche zu rubbeln?"

Wenn es nur um die Wäsche gegangen wäre - das wäre ja noch zu ertragen gewesen. Bald hatten wir eine, wenn auch vergleichsweise primitive, Waschmaschine. Wir erhitzten die Kochwäsche in einem großen Kessel auf dem Gasherd und füllten sie dann in die Waschmaschine um. Aber es gab noch so viele andere Arbeiten im Haushalt, die wir früher nicht gekannt hatten! Kaffee z.B. kaufte man in Form von grünen Kaffeebohnen auf dem Markt. Man konnte Haitianer beauftragen, den Kaffee zu rösten, aber das Ergebnis entsprach keineswegs unseren verwöhnten deutschen Ansprüchen. So rösteten wir unseren Kaffee selbst, und zwar in der Bratpfanne - bei über 35° war das im Sommer alles andere als ein Vergnügen!

Es gab auch kaum Marmelade zu kaufen. Also kochten wir selber Marmelade aus verschiedenen Früchten. In der Bäckerei konnte man Weißbrot bekommen, aber eben nur Weißbrot. Also backte ich als Bäckersohn unser Brot selbst. Als später meine Eltern zu Besuch kamen, zeigte mir mein Vater, wie man auch aus Weizenmehl (Roggenmehl gab es nicht) ein ziemlich aromatisches Brot backen kann. Der Reis, der auf dem Markt angeboten wurde, war sehr gut, aber er mußte Korn für Korn durchgesehen werden, weil er Unreinheiten enthielt. Alles Obst mußte gewaschen werden, und sicherheitshalber kochten wir auch unser Trinkwasser ab. Es gab keine Fertigprodukte wie gefrorene Pizzas, Baguettes usw. zu kaufen. Wer Hühner essen wollte, mußte welche erwerben, wenn sie angeboten wurden, und mußte sie dann rupfen, ausnehmen und einfrieren. Allerdings konnte man auch holländische Hühner in Dosen erstehen. Einmal pro Woche kam der Sohn eines einheimischen Metzgers und nahm Bestellungen für Rindfleisch oder Ziegenfleisch auf (Schweinefleisch gab es überhaupt nicht, weil infolge von Schweinepest die gesamte Schweinepopulation getötet worden war). Das Fleisch mußte dann erst einmal ein paar Tage im Kühlschrank lagern, bevor es genossen werden konnte.

Einmal bot er uns Kaninchenfleisch an, was meine Frau gerne annahm - das war einmal etwas anderes. Am nächsten Tag kam er zu ihrem Entsetzen mit einem lebendigen Kaninchen an! "Ich möchte es aber geschlachtet und zerteilt haben!" sagte sie. "Tut mir leid," antwortete er. "Wir haben kein geeignetes Messer." Sie lieh ihm eins, und er kam unserer Bitte nach.

Einmal schwammen wir gerade im Meer, als ein Fischer in seinem Boot vorbeikam, in dem er frisch gefangene Fische hatte. Wir kauften ihm einige ab und nahmen sie mit nach Hause. In Les Cayes konnte man von einem Fischer tiefgefrorene Fische erstehen. Wenn unser Hausmädchen sie marinierte und briet, war das eine Köstlichkeit - das gilt aber auch für alles andere, was sie kochte.

Für unseren Hund kochten wir ein paar Knochen in Fleischbrühe ab und ließen darin dann Weizenschrot, Haferflocken und Mais quellen; das gab gutes Hundefutter.

Eine Müllabfuhr gab es nicht. Wir hatten aus mitgebrachten Paletten eine große Kompostkiste gebaut, in der alle organischen Abfälle landeten (zur Freude der Ratten). Glas wurde zentral vergraben, und alles andere (vor allem Papier) verbrannten wir in einem unserer Eisenfässer. Es fiel dort aber viel weniger Müll (z.B. Verpackungen) an als hier in Deutschland.

Zu unserem Haus gehörte auch ein Garten, den wir uns mit unseren Nachbarn teilten. Dort wuchsen bereits eine Bananenstaude, ein Limonenbaum (das sind kleine, grüne Früchte mit einem sehr aromatischen zitronenartigen Saft), mehrere Kokospalmen, ein Zitronenbaum und ein weiterer Obstbaum, der "Zabriko" genannt wurde - die Früchte schmeckten ähnlich wie Aprikosen und ergaben eine leckere Marmelade. Wir haben dann noch mehr Bananenstauden angepflanzt sowie weitere Kokospalmen und einen Avocadobaum. Natürlich gab es auch Papayapflanzen, die sich von selbst aussäten. Ihre Früchte mochten wir jedoch nicht so gerne, und selbst viele Einheimische verschmähten sie.

Wir hatten für den Garten alle möglichen Samen mitgebracht, weil wir wußten, daß es in Haiti nur relativ wenig Gemüsesorten zu kaufen gab (hauptsächlich Rote Bete und Karotten). Johannes Schürer, der gelernter Gärtner ist, sagte mir, daß das meiste nicht wachsen würde in unserem tropischen Klima. Aber ich probierte es trotzdem, und zumindest im ersten Jahr wuchsen auf dem mit Eselsmist gedüngten und ausgeruhten Boden u.a. wunderbare grüne Bohnen, Kohl, Kohlrabi, Gurken, Zuckermais, Tomaten, Paprika und sogar Blumenkohl. Wir hatten einen Haitianer angestellt, der mit der Machete den Rasen mähte und in den Beeten das Unkraut jätete (oft riß er allerdings in seinem Eifer auch die guten Pflanzen mit aus), so daß wir nur säen, bewässern und ernten mußten, und man konnte fast zusehen, wie alles wuchs.

Auf dem Markt gab es auch Kartoffeln, Zwiebeln, Kochbananen, Süßkartoffeln usw. zu kaufen und daneben, je nach der Jahreszeit, auch herrliche Früchte wie Bananen (geschmacklich kein Vergleich mit denen, die wir in Deutschland bekommen!), Ananas, Mangos (verschiedene Sorten), Wasser- und Honigmelonen, Avocados usw. Das Einzige, was wir vermißten, waren Äpfel und Erdbeeren - man sehnt sich natürlich immer nach dem, was man gerade nicht haben kann!

Mehl und Nudeln mußten sofort eingefroren werden, damit die darin unweigerlich enthaltenen Ungezieferlarven sich nicht entwickeln konnten. Wir mußten auch lernen, keine Lebensmittel offen stehen zu lassen, vor allem nichts Süßes - sonst hatten wir sehr schnell eine lange und breite Ameisenstraße quer durch die Wohnung dorthin. Natürlich gab es auch Kakerlaken, die wir aber mit Fallen töten konnten. Ab und zu verirrte sich eine Vogelspinne in unser Haus (die Fenster bestanden aus Glaslamellen, die nur bei starkem Regen geschlossen wurden). Diese Tiere waren aber harmlos und konnten leicht getötet werden. Sie bissen nur, wenn sie sehr gereizt wurden, und der Schmerz entsprach angeblich einem Wespenstich und war nicht gefährlich. Gefährlicher dagegen waren die "Schwarzen Witwen". Das sind ziemlich kleine, glänzend schwarze Spinnen mit einem roten Fleck am Hinterteil. Ihr Stich konnte für ältere Menschen und kleinere Kinder tödlich sein - allerdings gab es dagegen ein Serum. Aber auch sie waren nicht aggressiv. Einmal habe ich aus Versehen sogar ein Exemplar an der Tür meines Büros berührt - das Tier nahm mir das aber nicht übel - Gott sei Dank!

In unserem Garten entdeckten wir auch einmal einen toten Skorpion, und einmal begegneten wir einem großen fliegenden Insekt, das die Haitianer "Cheval du Diable" nannten (Pferd des Teufels). Sein Stich ist sehr schmerzhaft und gefährlich, sagte man uns.

Der Kontrast zwischen den Vogelspinnen, die wegen ihrer Größe und ihres sonstigen Aussehens so gefährlich wirkten, aber im Grunde harmlos waren, und den kleinen "Schwarzen Witwen", die fast hübsch aussahen und, weil sie so klein waren, von Unwissenden bestimmt nicht gefürchtet worden wären, obwohl sie einen Menschen töten konnten, machte mich nachdenklich. In unserem Leben als Christ stehen die meisten von uns weniger in der Gefahr, "große" Sünden zu begehen wie Mord, Raub oder Ehebruch. Es sind vielmehr die kleinen Füchse, die den Weinberg verderben (Hoheslied 2, 15) z.B. lieblose, verletzende Worte oder schmutzige, hochmütige, neidische oder bittere

Gedanken, die aber nach Gottes Maßstab genauso schlimm sind wie entsprechende Taten (Mt. 5, 21 - 22. 27 - 28).

Wir mußten auch erkennen, daß wir als Europäer im tropischen Klima einfach weniger leistungsfähig waren als zu Hause. Dazu kam ja auch noch die Tatsache, daß man auf diese Weise einer einheimischen Frau einen guten Arbeitsplatz geben konnte. So fingen wir denn doch bald an, um ein geeignetes Hausmädchen zu beten und uns danach umzusehen. Nach ein paar "Reinfällen" vermittelten uns Kishbaughs die Schwester ihres Hausmädchens, die sich sehr schnell als echte "Perle" entpuppte. Sie war ein fröhliches, fleißiges, nettes junges Mädchen. Im August-Rundbrief schrieben wir über sie:

In der Woche kommt sie jeden Vormittag, um Annette schweißtreibende und zeitraubende Arbeiten wie das Abwaschen und das Säubern abzunehmen, und oft kocht sie uns auch ein sehr gutes haitianisches Essen. Arbeitsanweisungen werden von ihr lächelnd mit einem "Merci" entgegengenommen und flink und gründlich befolgt. Manches tut sie auch von sich aus - sie ist kaum zu bremsen!

Leider konnte sie nicht ganztags für uns arbeiten, weil sie nebenbei noch eine Ausbildung an einer Hauswirtschaftsschule machte. Erstaunlich war auch, wie schnell sie den Umgang mit ungewohnten Geräten lernte wie dem Gasherd, der Waschmaschine und dem Staubsauger.

Nochmal zum Thema "Einkaufen": Manches bekamen wir in verschiedenen Geschäften in Les Cayes. Aber das meiste mußten wir auf dem Markt kaufen, und da war das Feilschen ein Muß. Es wurden zunächst natürlich viel zu hohe Preise verlangt, und man mußte versuchen, sie zu drücken - sonst hätte man als Ausländer als Volltrottel dagestanden. Wenn die Marktfrau schimpfte: "Du bringst mich um!", dann wußte man, daß man bei einem angemessenen Preis angekommen war. Wenn unser letztes Angebot abgelehnt worden war, taten wir oft so, als wollten wir weitergehen. "Vi-n achté!" ("Komm kaufen"), rief man dann hinter uns her. Wir kehrten dann um und machten den Handel perfekt. Wir kannten aber auch eine gläubige Marktfrau; bei der brauchten wir nicht zu feilschen - im Gegenteil: sie gab uns meistens von sich aus noch etwas dazu.

Viele Kleinhändler kamen auch direkt an unsere Haustür und boten ihre Ware zum Kauf an. Die war dann natürlich etwas teurer, aber dafür sparten wir ja auch den Weg in die Stadt. Da keins der Missionarshäuser eine Türklingel hatte, riefen die Einheimischen immer "knock, knock" (englisch: Klopf, klopf), wenn sie etwas wollten. Und es wollten sehr viele etwas von uns. Die meisten waren Bettler, und jeder erzählte uns eine furchtbar traurige Geschichte als Begründung dafür, daß wir ihm Geld geben sollten. Die meisten davon erwiesen sich allerdings als erfunden. Da wir das aber nicht immer sofort nachprüfen konnten, gaben wir grundsätzlich keinem Bettler Geld, sondern spendeten der benachbarten Baptistengemeinde eine monatliche Summe, die sie dann an die wirklich Bedürftigen weitergeben konnten. Wer allerdings etwas zu essen haben wollte, der bekam immer etwas von uns.

Jedes Jahr im Spätsommer kamen einige Kinder und baten uns, ihnen das Schulgeld für das bald beginnende Schuljahr zu schenken. Es herrschte zwar Schulpflicht, aber der Unterricht an den staatlichen Schulen war nicht kostenlos, und auch die Schulen unserer Gemeinden mußten von den Schülern Gebühren verlangen. Unsere Mittel ermöglichten uns leider nur wenig Hilfe auf diesem Gebiet, und es tat uns immer in der Seele weh, wenn wir Kinder wegschicken mußten, die so gerne zur Schule gegangen wären und nun wieder ein Jahr verloren. Ihnen blieb nur die Hoffnung, ein Jahr später ihre Ausbildung fortsetzen zu können. Überhaupt haben wir noch nie soviel Armut und Elend gesehen wie in unserer Zeit in Haiti. Wie gut hatten wir es doch gehabt, daß wir eine kostenlose, gute Schulbildung bekommen hatten! Womit hatten wir es verdient, zu den wenigen Men-

schen zu gehören, die nicht in einem der armen Entwicklungsländer geboren worden waren, sondern in einem der reichsten Länder der Welt?

Viele Einheimische, deren Bitten um Geld oder andere materielle Dinge wir abschlagen mußten, glaubten uns einfach nicht, daß wir ihnen nicht helfen konnten. Wir waren in ihren Augen schwerreiche Ausländer - das sah man doch schon an unseren vergleichsweise riesigen Wohnungen und an unseren Fahrzeugen! Sie lebten in der Vorstellung, daß wir die Taschen voller Geld hatten und nur zu geizig waren, ihnen etwas davon abzugeben. Wenn wir ihnen sagten, daß wir als Missionare zu Hause eher zu den ärmeren Leuten gehörten, beeindruckte sie das wenig.

Wir bewunderten die meisten Haitianer. Mutter und Vater rackerten sich vom frühen Morgen (sie standen meist schon um 04:00 Uhr auf) bis zum späten Abend ab, um ihren Kindern Nahrung, Kleidung und, wenn irgend möglich, auch Schulbildung zu ermöglichen, und doch reichte es in der Regel hinten und vorne nicht. Die meisten von ihnen würden es bei uns in Deutschland sehr bald zumindest zu einem bescheidenen Wohlstand bringen, wenn sie die Gelegenheit dazu hätten.

Leider wurde so manches auf dem Markt zum Verkauf angeboten, was eigentlich nicht zu kommerziellen Zwecken ins Land gekommen war. So gab es z.B. sehr gutes Sojabohnenöl zu kaufen. Auf den Blechkanistern stand in englischer Sprache zu lesen, daß das Öl vom amerikanischen Volk gespendet worden war und nicht für den Verkauf bestimmt war. Ähnlich verhielt es sich mit gebrauchten Kleidungsstücken: in den USA waren sie in Altkleidersammlungen zusammengekommen und dann nach Haiti gebracht worden. Einheimische Händler erwarben ganze Sendungen davon, um sie dann als einzelne Kleidungsstücke zu verhökern. Die äußerst tüchtigen einheimischen Schneider konnten mit diesen Preisen leider nicht mithalten - das ist ein Beispiel dafür, daß gutgemeinte Spenden in Ländern der sogenannten "Dritten Welt" oft großen Schaden anrichten können.

Schon bald konnten wir zwei geländegängige Honda-Motorräder kaufen. Ein Auto hätte schon ein solides Offroad-Fahrzeug mit Allradantrieb sein müssen, und die waren sowohl in der Anschaffung als auch im Unterhalt furchtbar teuer. Ich konnte von einer Missionarin, die in die USA zurückkehrte, günstig ein relativ neues Motorrad erwerben, und für Annette kaufte ich ein etwas kleineres neu in der Hauptstadt beim Importeur, der mir einen großzügigen Missionarsrabatt einräumte. Ich habe in meiner Zeit in Haiti viele Tausend Kilometer mit meinem Bike zurückgelegt; z.T. auf der damals noch recht guten, ca. 180 km langen Teerstraße zur Hauptstadt, z.T. zum Einkaufen in Les Cayes und auch, um sonntags unsere Bibelschüler in ihren Landgemeinden zu besuchen, die z.T. sehr abgelegen waren und nur auf teilweise sehr abenteuerlichen Wegen zu erreichen waren. Obwohl es natürlich nicht ohne Stürze abging und die Fahrten im Gelände oft sehr anstrengend waren (oft mußte ich im Stehen fahren, weil es buchstäblich über Stock und Stein ging), hat mir das Motorradfahren großen Spaß gemacht, und ich vermisse es seitdem. Über die Gemeindebesuche werde ich später noch berichten.

Wenn die Missionarskollegen von ihren Stürzen mit dem Motorrad berichteten, konnte ich immer nur sagen: "So etwas ist mir noch nie passiert!" Aber sie meinten nur: "Keine Angst, das kommt noch!" Und es kam, aber es ging glimpflich ab - Gott sei Dank. Zum ersten Mal geschah es auf dem Missionsgelände. Ich war in der Regenzeit auf dem Rückweg von der Bibelschule nach Hause, als ein Regenschauer aufzog. Das geht dort sehr schnell, und ich wollte unbedingt trockenbleiben. Deshalb gab ich in einer Kurve zuviel Gas, und so kam, was kommen mußte: das Hinterrad rutschte auf dem Sandboden seitlich weg, und ich schrammte mir das rechte Knie auf - es war eine großflächige, aber nicht tiefe Schürfwunde. Das war nicht weiter schlimm. Aber als ich am nächsten Tag etwas in der Poliklinik zu tun hatte, sahen einheimische Mitarbeiter die Wunde, und sie wollten mir unbedingt etwas Gutes tun und deckten die blutigen Stellen mit Gaze ab. Das Problem war nur, daß dieser Verband sozusagen in die Wunde hineinwuchs, so daß

meine Frau nach ein paar Tagen Faden für Faden herausziehen mußte - eine schmerzhafte Prozedur, die bis heute sichtbare Narben hinterlassen hat.

Der andere Sturz hätte sehr viel schlimmer ausgehen können, zumal er bei einer sehr viel höheren Geschwindigkeit passierte. Auf dem Heimweg von Port-au-Prince fuhr ich eine sehr kurvenreiche Strecke und unterschätzte dabei eine Kurve, so daß ich zu schnell in sie hineinfuhr. Ein Auto hat in solchen Situationen meist noch Sicherheitsreserven, aber ein Motorrad nicht! Glücklicherweise war ich geistesgegenwärtig genug, nicht zu bremsen - sonst wäre ich aus der Kurve geflogen. Aber auch so kam ich nicht ungeschoren davon. Ich rutschte in einen betonierten Graben hinein. Dabei ging der linke Rückspiegel zu Bruch, meine linke Hand wurde eingeklemmt, am linken Ellenbogen bekam ich Hautabschürfungen, und der linke Schuh wurde zerkratzt. Hätte ich nicht wenigstens ein langärmeliges Hemd und Handschuhe sowie stabile Bergstiefel getragen, dann wäre es schlimmer ausgegangen! So aber konnte ich mit der Hilfe eines Haitianers das Motorrad aus dem Graben ziehen und weiterfahren. Dabei entdeckte ich nur wenige Meter weiter in dem Graben ein tiefes Wasserloch - nicht auszudenken, wenn ich dort hineingefallen wäre! Von ganzem Herzen dankte ich Gott für diese Bewahrung.

Aber gerade auf dieser Straße waren nicht nur eigene Fahrfehler eine Gefahr, sondern auch Kinder und Kühe, die plötzlich vor einem die Fahrbahn überquerten, Menschen, die nachts im Dunkeln auf der Straße saßen, und vor allem auch die Lastwagen, die sehr oft keine funktionsfähigen Bremsen hatten. Viel wichtiger war ja, daß die Hupe funktionierte!

Ich stand immer morgens um 05:00 Uhr auf (wirklich - und es fiel mir nicht schwer!) und begann den Tag mit einem Spaziergang über das Missionsgelände zusammen mit unserem Hund - noch im Dunkeln. Diese Zeit nutzte ich meist auch zum Beten. Dann gab es Frühstück, und nach dem Duschen und der Stillen Zeit konnte ich dann schon um 07:00 Uhr am Schreibtisch sitzen. Der Unterricht an der Bibelschule endete um 12:00 Uhr, und wenn ich dann nach Hause kam, war das Essen schon fast fertig. Danach folgte eine Siesta bis ca. 14:00 Uhr (in der Mittagshitze hätte man wirklich nichts leisten können!), und am Nachmittag fielen dann noch einmal verschiedene Arbeiten an wie z.B. die Unterrichtsvorbereitung für den nächsten Tag. Abends gab es manchmal Zusammenkünfte mit den anderen Missionaren, und ein weiterer Spaziergang mit unserem Hund gegen 22:00 Uhr schloß dann den Tag ab.

Nachmittags tobte ich oft und gerne mit unserem Hund auf unserem Rasen herum. Es machte ihm großen Spaß, einen meterlangen Palmwedel, der von einer Kokospalme heruntergefallen war, fortzuschleppen, in der Hoffnung, daß ich versuchen würde, ihm das Ding wegzunehmen. Das gab natürlich ein Ziehen und Zerren, während Räuber scheinbar böse knurrte. Wenn Haitianer uns dabei zusahen, konnten sie sich nur wundern über diesen verrückten Ausländer, der seinem Hund auch noch die Hand in die Schnauze steckte! Oder ich mußte einen Stock werfen, den er zurückholte, den er aber nicht freiwillig wieder hergeben wollte, so daß der "Kampf" und das Knurren von vorne anfang, bis wir beide außer Atem waren.

Zwei- bis dreimal in der Woche spielten wir als Lehrer mit unseren Bibelschülern nachmittags Volleyball. Den gleichen Sport betrieben Annette und ich immer am späten Freitagnachmittag mit Missionarskollegen und Einheimischen. Wir waren keine großen Sportskanonen, aber es hat uns viel Spaß gemacht, zumal es uns allen mehr um das Gemeinschaftserlebnis ging als um sportliche Leistungen. Wir mußten uns dann aber stets mit einem Mückenmittel einschmieren, denn um diese Zeit wurden die Moskitos sehr aktiv.

Wegen der Malariagefahr nahmen wir zur Vorbeugung Resochin und schliefen unter Moskitonetzen, so daß wir vor dieser Krankheit bewahrt blieben - Gott sei Dank!

An jedem Montagabend versammelten wir uns als Missionarsgemeinschaft, um Bibelarbeiten zu hören, um miteinander zu beten und zu singen und um organisatorische Dinge miteinander zu besprechen.

"Der hat ja auch Gefühle!"

Unter der Überschrift "Willkommener Widerspruch" berichtete ich 1984 in der Zeitschrift der Vereinigten Deutschen Missionshilfe:

Es ist Freitagvormittag, die zweite Unterrichtswoche unserer nach langem Hin und Her wiedereröffneten Bibelschule geht zu Ende. „Die Offenbarung Gottes in der Natur reicht nicht aus, um Gott zu erkennen“, lehre ich. „Die Liebe Gottes zum Beispiel wird in der Schöpfung nicht sichtbar, und ohne eine Kenntnis der Bibel könnte man vom Prinzip des Fressens und Gefressenwerdens eher auf das Gegenteil schließen.“

Einer der älteren Bibelschüler hebt die Hand: „Da muß ich Ihnen aber widersprechen! Gott hat uns Luft zum Atmen, Wasser zum Trinken und Pflanzen und Tiere zum Essen gegeben; ist das kein Zeichen seiner Liebe?“ So gesehen, hat er recht. Während ich ihm zustimme, geht ein Strahlen über sein Gesicht, das kindliche Freude ausdrückt. Ich freue mich fast genauso wie er, denn auch für mich ist dies ein „Erfolgsereignis“, wenn mir dies auch erst später bewußt wird. An den meisten Schulen hier ist es nämlich kaum üblich, daß die Schüler Fragen stellen dürfen, geschweige denn, daß sie zum Ausdruck bringen können, anderer Meinung zu sein als der Lehrer.

Eines unserer Ziele ist es, unsere Studenten zu einem selbständigen, letztlich nur der Bibel verpflichteten Denken anzuleiten - wie die Christen in Beröa, die die Verkündigung des Wortes Gottes nicht nur mit aller Bereitwilligkeit aufnahmen, sondern auch das Gehörte anhand der Bibel überprüften. (Apg. 13,11) Deshalb haben wir unsere Studenten mehrmals dazu aufgefordert, das, was wir lehren, nicht einfach zu „schlucken“, sondern es am Maßstab der Bibel zu messen. Das ist der Grund, weshalb ich mich über den Widerspruch eines unserer Bibelschüler gefreut habe.

„Lehrer lehren, Lehrern das Lehren zu lehren“ (teaching teachers to teach teachers to teach) - das ist, nach 2. Tim. 2,2 das Motto unserer Bibelschule. Die haitianischen Gemeinden brauchen mehr Pastoren, die nicht nur Gottes Wort richtig auslegen und auf das Alltagsleben anwenden können, sondern auch fähig und willig sind, z. B. ihre Gemeindeältesten darin anzuleiten. Die zweijährige Ausbildung am „Institut Biblique Lumière“ soll unsere Studenten mit dem nötigen „Werkzeug“ dazu ausrüsten und sie befähigen, es effektiv zu gebrauchen. Fast alle unsere 17 Bibelschüler haben übrigens bereits die Verantwortung für eine Gemeinde, der sie nun an den Wochenenden nachkommen. Ein Studium des Wortes Gottes, das kein geistliches Wachstum bewirkt, ist nur von geringem Nutzen. Als Lehrer legen wir deshalb in der Beurteilung der Studenten auf positive Charakterveränderungen genausoviel Wert wie auf schulische Leistungen; uns ist die ehrliche Bereitwilligkeit auch zu „kleinen“, „niedrigen“ und wenig beachteten Diensten mindestens ebenso wichtig wie die Fähigkeit, homiletisch hieb- und stichfeste Predigten zu halten. Da sich diese Dinge nicht vom Lehrerpult aus vermitteln lassen, bemühen wir uns um einen guten Kontakt mit unseren Bibelschülern durch Gespräche, regelmäßige Volleyballspiele, Einladungen zu uns nach Hause, Besuche in ihren Gemeinden usw. Die Aufgabe, ihnen ein Vorbild zu sein, damit sie mehr noch als bisher selbst ein Vorbild sein können in ihren Gemeinden, ist uns eine große geistliche Herausforderung. Wir sind dankbar für jeden, der uns durch seine treue Fürbitte dabei hilft - „wir“, das sind (neben Gastlehrern) David Melick aus den USA, sowie Johannes Schürer und ich.

Unsere Bibelschüler waren also größtenteils schon Pastoren mit einigen Jahren Erfahrung im Gemeindedienst. Sie hatten alle zuvor schon eine dezentrale Bibelschulbildung absolviert ("Theological Education by Extension" = Bibelschule am Ort), die aber weniger gründlich ist. Sie kamen nun jeweils am Montagvormittag an und wurden dann an jedem Vormittag bis einschließlich Freitag unterrichtet. Das Wochenende verbrachten sie dann wieder zu Hause in ihrer Familie und in ihrer Gemeinde. Das war sowohl für die Bibelschüler als auch für ihre Frauen und Kinder und ihre Gemeinden eine entbehrungsreiche und anstrengende Zeit!

Ich kann mir aber auch in ganz Europa und Nordamerika keine Bibelschüler oder Theologiestudenten vorstellen mit einer ähnlich starken Motivation und einem vergleichbaren Lerneifer. Es war eine große Freude, diese Männer zu unterrichten!

Im Nachhinein sehe ich es allerdings als schon etwas problematisch, daß ich im Gegensatz zu unseren Studenten damals gar keine Erfahrung als Pastor oder Ältester einer Gemeinde hatte. Gewiß, ich war in einer Gemeinde aufgewachsen, war jahrelang aktiver Mitarbeiter gewesen, und ich hatte auch in meiner Ausbildung zwei Gemeindepraktika gemacht. Aber ich hatte nie Verantwortung für eine ganze Gemeinde (mit-)getragen. So hatte ich denn manchmal auch Probleme mit Fragen, die sich auf die Gemeindepraxis bezogen. Ich konnte dann immer nur darlegen, was die Bibel dazu sagt, und im übrigen darauf verweisen, daß ich noch nicht beurteilen konnte, wie das in der haitianischen Kultur anzuwenden sei. Dabei wäre es aber hilfreich gewesen, wenn ich von eigenen Erfahrungen auf dem jeweiligen Gebiet hätte erzählen können.

Sehr erstaunt waren unsere Studenten, wenn ich auf ihre Fragen antwortete: "Je ne sais pas" (Ich weiß es nicht). So etwas hätte ein einheimischer Lehrer wohl kaum getan, weil er nach haitianischem Denken sich damit eine Blöße gegeben hätte. "Sie haben so lange Theologie studiert und wissen das nicht?" fragten sie dann nach. "Nein, ich weiß es wirklich nicht," sagte ich dann, "denn auch der klügste und gebildetste Mensch kann im Hinblick auf geistliche Dinge nur das wissen, was Gott uns geoffenbart hat. Was Er uns aber nicht geoffenbart hat, das wissen wir nicht, und damit müssen wir uns zufriedengeben." Das akzeptierten sie.

Äußerst hinderlich war bei der Ausbildung unserer Bibelschüler deren schlechte Schulbildung. Das Lernen bestand an den haitianischen Schulen darin, daß man dem Vortrag des Lehrers zuhörte (Fragen stellen durfte man nicht) und dann für die Prüfungen mehr oder weniger die Schulbücher auswendiglernte. Wer den Text herunterrattern konnte, hatte bestanden - ob er das, was er da rezitierte, auch verstanden hatte, das war nicht wichtig. Selbständiges Denken, das Wichtigste vom weniger Wichtigsten zu unterscheiden, in Kategorien zu denken, das hatten sie alles nicht gelernt.

Infolgedessen mußte ich ihnen Hilfen geben, um sich im Unterricht Notizen zu machen. Sonst hätte ich so langsam sprechen müssen, daß sie alles hätten mitschreiben können. Also schrieb ich die Gliederung und die wichtigsten Gedanken stichwortartig auf Overheadfolien und projizierte diese während des Unterrichts an die Wand. Ich mußte ihnen dann aber immer sagen, an welcher Stelle der Notizen wir jeweils gerade waren.

Eine Schwierigkeit bestand auch darin, daß ich meistens die ungegenständlichsten Unterrichtsfächer lehren mußte wie z.B. die Inspiration der Bibel, Pneumatologie (Heiliger Geist) und Hermeneutik (Prinzipien der Bibelauslegung). Auch das abstrakte Denken fiel unseren Studenten schwer. Und die Unterrichtssprache Französisch war ja nicht nur für mich eine Fremdsprache, sondern auch für unsere Bibelschüler. Nun ist eine der großen Stärken dieser Sprache, daß man sich damit sehr präzise ausdrücken kann. Wenn also einer der Studenten etwas nicht verstanden hatte und er glücklicherweise mutig genug

war, das zuzugeben, dann versuchte ich, mich noch präziser auszudrücken - nur leider verstand er dann meist noch weniger.

Ich kam mir oft vor wie ein Schuster, der zur Herstellung seiner Schuhe nicht Leder geliefert bekommt, sondern rohe Tierhäute. Ich fühlte mich angesichts der schlechten geistigen Voraussetzungen, die unsere Studenten mitbrachten (wofür sie natürlich absolut nichts konnten!), einerseits überfordert, und andererseits hatte ich den Eindruck, daß gleichzeitig bei mir Fähigkeiten brachlagen, die ich nicht einsetzen konnte, weil sie nicht benötigt wurden.

Zu Anfang konnte fast keiner der Bibelschüler etwas mit einer Landkarte anfangen, und trotz einiger Übungen während des Schuljahres waren am Ende des dritten Trimesters einige immer noch nicht in der Lage, eine Inhaltsangabe abzufassen. Erstaunt war ich auch darüber, daß es notwendig war, zu erklären, daß man eine falsche Auslegung einer Bibelstelle nicht dadurch widerlegen kann, daß man den betreffenden Vers einfach zitiert. So mußte ich sehr oft meinen eigentlichen Unterricht beiseitelassen, um solche grundlegenden Dinge zu klären.

Im Rundbrief vom September 1985 berichteten wir:

Es gibt aber auch Ermutigendes zu berichten: Am Ende des zweiten Trimesters fragte einer der Bibelschüler Detlev in Gegenwart einiger Kommilitonen, wieviele Jahre er bereits an anderen Bibelschulen unterrichtet habe, bevor er nach Haiti kam. Als er "gestand", daß er seine Arbeit als Bibelschullehrer erst hier am "Institut Biblique Lumière" begonnen hatte, brachten die Studenten großes Erstaunen zum Ausdruck, das ihm mit Enttäuschung vermischt zu sein schien (etwa, als wenn sie dachten: "Und so einen unerfahrenen Mann schickt man uns hierher als Lehrer?") Aber Detlev hatte sich geirrt: Sie sagten ihm, sein Unterricht sei so gut, daß sie daraus geschlossen hatten, er müsse in dieser Arbeit viel Erfahrung haben. - Ermutigend ist auch die beträchtliche Anzahl von Einladungen zum Predigen, die er aus verschiedenen Gemeinden bekommt und von denen er nur einen Teil annehmen kann. Die bisher größte Bestätigung seines Dienstes hier in Haiti war aber, daß einer der Bibelschüler mit einem persönlichen Problem zu ihm in die Seelsorge gekommen ist. Es hat Detlev sehr bewegt, daß dieser Student gerade ihn um Rat gefragt hat, einen Ausländer, der erst seit 1 1/2 Jahren hier in Haiti lebt. GOTT gebührt die Ehre dafür, daß das, was Detlev ihm sagen konnte, ihm entscheidend geholfen hat!

Unsere Bibelschüler machten gute Fortschritte, und alle siebzehn haben nach zwei Jahren das Studium erfolgreich abgeschlossen. Es fiel mir schwer, mich von ihnen zu verabschieden, weil ich mich in sie investiert hatte und sie schätzen und lieben gelernt hatte.

Wie gesagt, legten wir auch großen Wert auf gute Kontakte mit den Studenten außerhalb des Klassenzimmers. Deshalb spielten wir mehrmals pro Woche mit ihnen Volleyball. Dabei konnten wir sie besser kennenlernen, und auch auf dem Sportplatz gab es geistliche Lektionen für sie. Einmal wurde mein Team ziemlich aggressiv, und wenn ich mich recht erinnere, kam es auch zu gewissen verbalen Entgleisungen. Nach dem Spiel rief ich meine Mannschaft noch einmal zusammen und sagte ihnen: "Brüder, sportlich haben wir das Spiel zwar gewonnen, aber geistlich haben wir es verloren. Denkt einmal darüber nach!" Betroffen zogen sie sich in ihre Quartiere zurück.

Ich selbst bin nicht gerade temperamentvoll, auch nicht beim Sport. Aber einmal habe ich beim Volleyballspielen einen mir gut zugespielten Ball "vergeben" - darüber ärgerte ich mich so sehr, daß ich mir den Ball schnappte und ihn mit aller Kraft auf den Boden

aufprallen ließ. Da sagte einer der Bibelschüler erstaunt: "Monchè, li gin santiman tou!" (etwa: "Du meine Güte, der hat ja auch Gefühle!")

Daß ich am Sonntag oft jeweils einen unserer Studenten in seiner Gemeinde besuchte, habe ich bereits erwähnt. Manchmal fuhr ich zusammen mit Johannes Schürer in seinem Geländewagen, aber meistens benutzte ich dazu mein Motorrad. Ich nahm dann immer einen Behälter mit abgekochtem Wasser und sehr vielen Eiswürfeln mit sowie Kleidung zum Wechseln.

Das Problem war nur, daß es außerhalb der großen Straßen so gut wie keine Wegweiser gab. Natürlich bekam ich vorher eine ungefähre Wegbeschreibung des betreffenden Bibelschülers mit, aber oft half die nicht viel. Gleich bei meinem ersten Besuch kam ich mit sehr viel Verspätung an (ich weiß nicht mehr, ob es eine Dreiviertelstunde war oder eine Stunde oder noch mehr), weil ich erhebliche Schwierigkeiten gehabt hatte, den Ort zu finden. Man mußte unterwegs Passanten nach dem Weg fragen, die es glücklicherweise fast überall gab. Gerne versuchten sie, mir zu helfen, aber ihre Auskünfte halfen oft wenig. Oft sagten sie: "Das ist ganz einfach zu finden - es geht immer geradeaus!" - und dann dauerte es nicht lange, bis man an eine T-Kreuzung kam, wo man rechts oder links abbiegen mußte. Viele Menschen verwechselten auch rechts und links. Aber ich wurde fröhlich begrüßt, während die Gemeinde Lieder sang. Ich wollte mich nur kurz umziehen, damit der eigentliche Gottesdienst beginnen konnte, denn ich sollte ja die Predigt halten.

Aber das ließ der Pastor nicht zu. "Du mußt erst einmal etwas essen!" sagte er. Ich hatte überhaupt keinen Hunger, aber ich durfte die Gastfreundschaft nicht ablehnen. Und so sang die Gemeinde ein Lied nach dem anderen, während der Missionar sein zweites Frühstück verzehrte. Das störte niemanden. Haitianer haben ein ganz anderes Verhältnis zur Zeit als wir. Der Gottesdienst beginnt grundsätzlich nicht zu einer bestimmten Uhrzeit (obwohl die feststeht), sondern wenn genügend Besucher da sind.

Wie solche Gottesdienste abliefen und was danach kam, das hat meine Mutter in unserem Februar-Rundbrief geschildert; meine Eltern waren im Januar für ein paar Wochen bei uns und haben Johannes Schürer und mich bei einem unserer Gemeindebesuche begleitet:

Um 9:30 Uhr beginnt der Gottesdienst. Eine Mädchengruppe singt ein Willkommenslied. Danach ziehen die jungen Männer mit militärisch-zackigen Bewegungen im Gänsemarsch singend in die Kirche ein, um auf dem Podium noch ein nicht minder schmissiges Lied vorzutragen. Dabei klatscht die Gemeinde begeistert den Takt. Nachdem wir u. a. auch die Frauen der Gemeinde kennengelernt haben, stellt der Pastor schließlich seine Mitältesten vor: "Diese Männer unterstützen mich in der Gemeindearbeit. Und wenn ich einmal zwei Wochen nicht nach Hause kommen kann, sorgen sie dafür, daß meine Familie nicht hungern muß." Nun richtet auch jeder von uns ein paar Worte an die Gemeinde, die ihre Zustimmung jeweils mit einem lauten "Amenn" bekundet. Detlevs Vater hält die Predigt, die Johannes ins Kreolische übersetzt. Die vielen "Amenn" der Gemeinde zeigen, daß die Botschaft gut verstanden wird.

Nach dem Gottesdienst strecken sich uns unzählige schwarze Hände entgegen. Im Pastorenhaus erwartet uns ein opulentes Mahl: Kochbananen gekocht und gebraten, Pommes frites, Reis, diverse Gemüsesorten, Hühnerfleisch und Fisch. Als Nachtisch gibt es vollreife, süße Apfelsinen, Bananen und die Frucht der Cashew-Nuß.

Die Rückfahrt wird etwas abenteuerlich. Jemand hat versucht, das Auto in Gang zu bringen, und dabei den Anlasser außer Gefecht gesetzt. Nun schiebt alles, was Beine hat, das schwere Fahrzeug an, und schließlich läuft der Motor wieder. Einige Zeit später fängt der Wagen an, zu schlin-

gern; Reifenpanne! Und auch das Ventil des Reservereifens erweist sich als undicht! Während Johannes im Staub und in der Hitze der Straße versucht, den Schaden zu beheben, kommt aus dem nächsten Haus ein Haitianer und bietet uns Stühle an. Das ist haitianische Gastfreundschaft. Trotzdem sind wir froh, als wir weiterfahren können und endlich wohlbehalten wieder auf dem Missionsgelände ankommen.

Nicht nur die Gastfreundschaft, sondern auch die Hilfsbereitschaft der Haitianer auf dem Land hat mich überrascht. Einmal war ich nach einem Gemeindebesuch auf der Rückfahrt nach Les Cayes. Es ging einen schmalen Trampelpfad entlang, der aus z.T. rutschig-nasser roter Erde bestand und auf dem ich immer wieder Steinen ausweichen mußte; deshalb hielt ich einmal in der Nähe eines Dorfes an, um eine kurze Pause zu machen. Nach kurzer Zeit kamen Einheimische und fragten, ob ich Hilfe brauchte. Sie hatten mich vorbeifahren gesehen und mitbekommen, daß kurz danach der Motor meines Fahrzeuges auf einmal verstummte - da mußten sie nachsehen, ob mir etwas zugestoßen war!

Durch meinen Dienst und dadurch, daß wir auf dem Missionsgelände wohnten, hatten wir hauptsächlich mit Christen Kontakt, auch unter den Haitianern. Ich hatte kaum Gelegenheit, mit Einheimischen über geistliche Dinge zu reden, die noch keine Bekehrung erlebt hatten. Aber ich erinnere mich an eine Motorradtour, die ich einmal mit meinem Kollegen Detlef Gwinner gemacht habe. Wenn wir irgendwo anhielten, kamen natürlich sofort neugierige Haitianer. Mein Kreolisch war damals noch ziemlich schlecht, aber Detlef sprach mit den Leuten, und er kam immer ziemlich schnell auf das Evangelium. "Bist du schon bekehrt?" fragte er sie. Manche bejahten diese Frage, manche verneinten sie, und manche fragten, was er damit meinte. Aber niemandem war es peinlich, so persönlich angesprochen zu werden. Die Haitianer sind wirklich sehr offen für die Gute Nachricht von Jesus Christus! Einer sagte uns aber auch: "Ich diene dem Teufel!" Er war vermutlich ein Voodoo-Priester.

Besuch aus der Heimat

Im Sommer 1984 starb Annettes Onkel ganz plötzlich an einem Herzinfarkt. Wir luden ihre Tante deshalb ein, uns in Haiti zu besuchen, damit sie auf andere Gedanken kam. Sie war dann auch ein paar Wochen bei uns und half tatkräftig im Garten und in der Küche mit.

Im Januar 1985 kamen dann meine Eltern. Ihre Ankunft gestaltete sich ziemlich abenteuerlich. Zusammen mit Carl Kishbaugh fuhr ich zum Flughafen nach Port-au-Prince, um sie abzuholen. Damals durfte man noch auf die Dachterrasse des Flughafengebäudes, von dem aus man einen guten Blick über die Start- und Landebahn hatte. Es war bereits später Nachmittag, und die Dunkelheit bricht dort stets innerhalb weniger Minuten ein. Meine Eltern waren nicht über Miami gereist, sondern mit der Air France über Paris. Als sich die Ankunftszeit näherte, wurde die Landebahnbeleuchtung eingeschaltet, aber kurze Zeit später ging sie wieder aus. Nun wurden Fackeln aufgestellt, und die Flughafenfeuerwehr raste zur Piste. Mir wurde ganz schön mulmig! Dann kam das Flugzeug, aber es landete nicht, sondern verschwand wieder im karibischen Abendhimmel. Was war jetzt los? Warum konnte der Flieger nicht landen? Hatte er überhaupt genug Treibstoff, um es bis zu einem anderen Flughafen zu schaffen? Würde ich meine Eltern je lebend wiedersehen?

Wie gut, daß mein Freund Carl bei mir war! Allein schon seine Anwesenheit, aber auch seine beruhigenden Worte taten mir gut. Und siehe da - die Boeing 747 tauchte wieder auf, und dieses Mal landete sie, und zwar völlig problemlos. An Bord hatte man den Passagieren zunächst gesagt, man könne nicht landen, weil der Flughafen geschlossen sei. War das ein freudiges und dankbares Wiedersehen!

Auch mit meinen Eltern machten wir natürlich Ausflüge, soweit unsere Zeit und unsere Mittel das zuließen. Aber sie machten sich auch selbständig auf den Weg, obwohl sie so gut wie keine Fremdsprachenkenntnisse haben. So stießen sie im Dorf neben dem Missionsgelände auf einen haitianischen Bäcker und kamen sofort mit dem Kollegen meines Vaters mit Händen und Füßen ins "Gespräch".

Unsere nächsten Gäste waren Roswitha und Ella Asal, die wir während meines FETA-Studiums in Süddeutschland kennengelernt hatten. Sie trugen unseren Dienst im Gebet und finanziell mit, und so luden wir auch sie ein. Auch sie waren uns eine große Hilfe, vor allem beim Reparieren und Einschlagen der Bücher der Bibelschulbibliothek. Auch ihre Ankunft gestaltete sich spannend. Ich hatte mir den Toyota-Geländewagen von Schürers geliehen. Auf dem Weg vom Flughafen zum Gästehaus der Mission gerieten wir in den dicksten Feierabendverkehr - das bedeutet, daß eine zweispurige Straße in vier Spuren befahren wird und gelegentlich Tankstellen zum "Überholen" benutzt werden. Plötzlich versagte die Kupplung ihren Dienst; um den Gang zu wechseln, mußte ich jedesmal den Motor abwürgen und dann neu starten - glücklicherweise war die Maschine sehr drehmomentstark. Trotzdem schaffte ich nur mit Mühe das letzte Stück. Wie es dann weiterging, das berichtete ich in unserem Rundbrief vom Mai 1985:

Am nächsten Morgen fand der "Hausvater" das defekte Teil und baute es aus. Ich rief beim einzigen Importeur der betreffenden Automarke an, wo man mir versicherte, das Ersatzteil sei vorrätig. Also fuhr ich mit einem Kleinbus zur Werkstatt. Dort schickte man mich zur Verkaufsstelle in einem anderen Stadtteil. Nun streikte aber auch das andere geliehene Fahrzeug: weder das Zündschloß noch das Lenkrad ließen sich bewegen. Nach einer Weile fand sich ein einheimischer Mechaniker, der das Schloß ausbauen, aber nicht gangbar machen konnte. Nun begann eine gut dreistündige, erfolglose Odyssee durch die Hauptstadt; weder Zündschloß noch

Kupplungsteil ließen sich auftreiben. Einem Schlosser gelang es schließlich, den Zündschlüssel im Schloß wieder zu drehen. Aber als es eingebaut war, blockierte es wieder, so daß ich es aufgab. Ich ließ das Ding endgültig herausnehmen und fuhr zum Gästehaus zurück. Jetzt hatte ich zwei defekte geliehene Autos, ein Teil der Besorgungen waren unerledigt geblieben, und ich wußte nicht, wie wir "nach Hause" nach Les Cayes kommen sollten. Deshalb staunte ich über den tiefen inneren Frieden, den ich fast die ganze Zeit hatte (einmal bin ich aber doch etwas kribbelig geworden). Mir ging ganz neu auf, daß Gott nicht verlangt, daß wir Sein Handeln mit uns immer verstehen, sondern, daß wir Ihm immer vertrauen. Und mir war und ist klar, daß der Friede, den ich in diesen nervenaufreibenden Stunden hatte, nicht von mir selbst kam, sondern eine Frucht Eurer Gebete war.

Übrigens haben mich die beiden jungen Frauen auf der ganzen Odyssee begleitet, ohne sich zu beklagen. Am nächsten Tag fanden wir eine Mitfahrgelegenheit nach Les Cayes, der Kleinbus konnte vorläufig auch ohne Zündschloß fahren, und der Geländewagen konnte wenig später repariert werden.

Ich weiß nicht mehr, wann Barbara Lutz zu uns kam. Auch sie ist eine ganz "alte und dicke" Freundin von uns aus unserer Zeit in Süddeutschland. Auch sie sah inzwischen ihren Weg nicht nur in die Mission, sondern auch nach Haiti, aber nicht unseretwegen, sondern wegen Gottes Führung. Leider konnte sie nur ziemlich kurz bleiben, weil in den ersten Tagen ihres Aufenthalts in Haiti ihr Vater während einer Operation starb. Aber sie hat in dieser kurzen Zeit ihr Herz dort verloren, und hat sie viele Jahre lang einen sehr, sehr guten Dienst an haitianischen Kindern getan.

Ein Magengeschwür mit Ohren

Im Herbst 1984 ging es mir nicht gut. Mal hatte ich Durchfall, mal hatte ich Verstopfung, und immer wieder plagte mich eine anhaltende Übelkeit. In wenigen Wochen nahm ich über 15 kg ab, bis ich weniger als 65 kg wog und gertenschlank wurde. Die Missionsärztin vermutete Amöbenruhr, obwohl diese Krankheit nicht nachgewiesen werden konnte - kein Wunder, wenn die Stuhlproben in der Poliklinik erst viel zu spät untersucht werden konnten! So wurde ich "auf Verdacht" gegen diese Krankheit behandelt, wobei schwer zu sagen war, was schlimmer war: die Krankheit oder die Therapie. Dennoch ging es mir bald besser - glücklicherweise nahm ich aber nicht wieder zu.

Wenige Wochen später entwickelte Annette ähnliche Symptome; bei ihr brachte die Amöben-Behandlung allerdings nicht den gewünschten Erfolg. "Könnte es sein, daß Du schwanger bist?" fragte die amerikanische Missionsärztin sie. "Wie fühlt man sich denn, wenn man schwanger ist?" lautete die Gegenfrage. Das wußte die Medizinerin auch nicht, weil sie ledig war. Für uns war das eine absurde Idee, denn Fachärzte hatten uns schon lange vor unserer Ausreise nach Haiti gesagt, daß wir keine Kinder bekommen konnten, und wir hatten uns nach anfänglichen inneren Kämpfen längst damit abgefunden.

Dennoch mußte der Sache auf den Grund gegangen werden. Die Missionsärztin schlug vor, daß Annette zum Krankenhaus nach Bonne Fin ("Gutes Ende") kommen sollte, wo eine Magenspiegelung durchgeführt werden sollte. Dieses Krankenhaus lag ziemlich abgelegen in den Bergen. Also liehen wir uns wieder Schürers Geländewagen, und ich brachte Annette dorthin. Es war eine ziemlich holperige Fahrt mit zwei Flußdurchquerungen. Nachdem ich Annette dort abgeliefert hatte, kehrte ich nach Cité Lumière zurück. Ich mußte ja am nächsten Tag wieder unterrichten. Ich hatte vor, am Nachmittag mit dem Motorrad nach Bonne Fin zu fahren. Aber noch am Vormittag bekam ich per Funk die Nachricht, daß ich meine Frau wieder abholen könne. Also fuhr ich nach dem Mittagessen wieder mit dem Auto zum Krankenhaus. Annette erwartete mich dort schon und begrüßte mich mit den Worten: "Ich habe ein Magengeschwür mit Ohren!" Sie sagt, daß ich mit einem furchtbar dämlichen Gesichtsausdruck auf diese Nachricht reagiert habe. Aber als ich erst einmal kapiert hatte, was das bedeutete, nahm ich sie voller Freude in den Arm.

Die Missionsärztin hatte am Vormittag zu ihr gesagt, sie hätte schon die tollsten Sachen erlebt, und sie wolle erst einmal einen Schwangerschaftstest machen, bevor sie die Magenspiegelung durchführte. Annette war einverstanden, und der Test verlief positiv! Ein zweiter Test bestätigte dieses Ergebnis, so daß keine weitere Untersuchung mehr nötig war. Auf dem Rückweg fuhr ich natürlich sehr, sehr vorsichtig.

Unsere Missionarskollegen und unsere Bibelschüler teilten von ganzem Herzen unsere Freude darüber, daß wir nun doch noch eine richtige Familie werden sollten. Als wir unsere Eltern telefonisch darüber informierten, konnten sie es kaum glauben. Ich höre heute noch, wie Annette am Telefon zu ihrem Vater mehrmals sagte: "Ja, wirklich!"

Die Ärztin mußte uns allerdings auch darüber aufklären, daß ein gewisses Risiko bestand, daß unser Kind durch das starke Medikament geschädigt worden war, die Annette gerade in den ersten Schwangerschaftswochen gegen die Amöbenruhr hatte einnehmen müssen. Sie sagte uns aber auch, daß sie schon ähnliche Fälle erlebt hatte, in denen das Kind jedesmal gesund zur Welt gekommen war. Wir legten das vertrauensvoll in die Hände unseres himmlischen Vaters und wurden ganz ruhig darüber, und das während der ganzen Schwangerschaft. Auch das war ein Geschenk Gottes für uns und sicherlich auch eine Frucht der Gebete unseres Freundeskreises, der treu hinter uns stand.

Die Schwangerschaft verlief ganz normal, und es ging Annette "den Umständen entsprechend" ganz gut, obwohl ihr am Ende der Regenzeit besonders die hohe Luftfeuchtigkeit schon zu schaffen machte, ebenso wie der darauffolgende Sommer, der besonders heiß war.

Weder die Poliklinik in Les Cayes noch das Missionkrankenhaus hatte ein Ultraschallgerät, und so empfahl man uns eine gynäkologische Praxis in Port-au-Prince, die von einer deutschen Ärztin geleitet wurde. Diese Untersuchung mußten wir allerdings privat bezahlen. Die Ärztin fragte uns, ob wir auch eine Geschlechtsbestimmung unseres Kindes wollten; da das noch mehr gekostet hätte, verneinten wir dies. Aber auf der Rückfahrt fragte ich meine Frau: "Ist Dir eigentlich aufgefallen, daß Frau Doktor von einem bestimmten Augenblick an von unserem Baby nur noch als von 'ihm' gesprochen hat?" Es war Annette nicht aufgefallen, aber sie mußte zugeben, daß ich Recht hatte - so hatte die Ärztin anscheinend ganz bewußt uns als Missionaren diesen Dienst kostenlos erwiesen!

Im letzten Monat der Schwangerschaft stürzte Annette von einer Stufe in unserem Vorgarten, und es setzten Blutungen ein. Schnell brachten wir sie in das Krankenhaus nach Bonne Fin. Wenn jetzt noch Wehen dazugekommen wären, hätte es problematisch werden können, aber bald war wieder alles normal.

Wie unser erstes Kind dann am 25. Juli 1985 das Licht der Welt erblickt hat, das schilderte ich in einem Beitrag für die Zeitschrift der Vereinigten Deutschen Missionshilfe:

"Wie lange sind Sie schon verheiratet? Und wieviele Kinder haben Sie?" sind wir von Anfang an oft von Haitianern gefragt worden. Nach zehn Jahren Ehe immer noch kinderlos zu sein, bedeutete für uns ein unerfüllter Wunsch, mit dem wir leben konnten; für Haitianer jedoch ist dies etwas ganz Furchtbares. Fast alle, die uns danach fragten, versprachen deshalb, diesbezüglich für uns zu beten. Und Gott hat diese Gebete erhört!

Je näher der Geburtstermin rückte, desto dankbarer waren wir für das Krankenhaus, das unsere amerikanische Partnermission hier betreibt. Eine der Ärztinnen (Amerikanerin) übernahm Annettes medizinische Betreuung während der Schwangerschaft und der Geburt. Trotzdem war alles doch wesentlich schwieriger und umständlicher als zu Hause. Das fing schon an mit der Fahrt ins Krankenhaus. Würde jetzt in der Ferienzeit jemand da sein, der uns hinfahren konnte (wir haben kein Auto)? Wie würde Annette die Fahrt über z. T. sehr schlechte Straßen (mit zwei Flußdurchquerungen) überstehen? Aber es ging dann doch alles gut. Ein Missionar brachte sie mit seinem gutgefederten Geländewagen in die Klinik, während ich per Motorrad folgte.

Ein haitianisches Krankenhaus unterscheidet sich sehr von seinem deutschen Gegenstück. Unser Missionshospital hat z. B. nur große Massenkrankensäle, die zwecks besserer Ventilation weder Türen noch Fenster zum Verschließen besitzen und wo es ständig sehr laut zugeht. Wir hatten großes Glück, daß wir gleich in den winzigen "Kreißaal" durften, wo sonst kein Patient war, was aus Platzgründen auch nicht möglich gewesen wäre. Froh waren wir auch, daß der Raum gerade kürzlich eine Tür bekommen hatte; bisher hatte eine „spanische Wand“ die Gebärenden nur wenig vor neugierigen Blicken schützen können. Ich konnte während der ganzen Geburt dabeisein; das war aber auch nötig, denn die Krankenschwestern sind hier nur für die rein medizinische Betreuung zuständig, und so muß jeder Patient jemanden mitbringen, der ihn mit Essen versorgt, ihn wäscht usw. So fiel mir auch die ehrenvolle Aufgabe zu, den Nachtopf zu leeren - aber wo?

Nach einigem Suchen fand ich die einzige funktionierende Toilette; unsere Ärztin erzählte schmunzelnd, die meisten Einheimischen lösten dieses "Problem", indem sie mit dem Topfinhalt den Rasen vor der Klinik düngten!

Die Geburt war "natürlich" im wahrsten Sinne des Wortes: es gab weder Narkose noch Schmerzmittel. Die Liebe, Geduld und Ermutigung durch die haitianische Hebamme und die amerikanische Ärztin waren für Annette aber eine ganz große Hilfe. Nach acht Stunden kam dann am frühen Morgen unser René zur Welt: ein gesunder, großer und kräftiger Junge. Beim Nähen des Dammschnitts fehlte der Ärztin ein Tisch für die Instrumente; kurzerhand breitete sie ein steriles Tuch auf dem Bauch der jungen Mutter aus und legte darauf die Dinge, die sie brauchte. Auf kreolisch nennt man das "dégajé", sich behelfen - ein von Einheimischen und Missionaren zwangsläufig oft benutztes Wort!

Noch bevor ich in die Stadt fahren konnte, um unsere Eltern vom "frohen Ereignis" telefonisch zu benachrichtigen, wurde ganz Haiti darüber informiert durch den Radiosender unserer Mission, der in der ganzen Inselrepublik gehört wird. Kein Deutscher kann wohl von sich sagen, daß seine Geburt über alle ARD-Sender bekanntgegeben worden ist! Besonders in den ersten Tagen gratulierten uns dann auch immer wieder z. T. wildfremde Menschen auf der Straße, und immer noch werden wir oft gefragt: "Wie geht's dem Baby?"

Die eigentliche Geburt hat etwa vier Stunden gedauert, und bei jeder Preßwehe hielt ich meine Frau fest im Arm. Während der letzten Wehe spürten wir beide unabhängig voneinander, daß wir völlig am Ende unserer Kräfte waren. Und dann war auf einmal alles überstanden!

René war ein Riesenbaby: er wog 4300 Gramm und maß stolze 62 cm - und er war ganz gesund! Als der frühere Feldleiter ihn sah, fragte er: "Wie wollt Ihr ihn nennen - Goliath?" Annette wohnte zunächst mit ihm in dem mit dem Krankenhaus verbundenen Gästehaus. Ich fuhr am frühen Morgen nach einer schlaflosen Nacht auf dem Motorrad zurück zu unserer Wohnung und heulte unterwegs vor Glück und Dankbarkeit - es war einer der glücklichsten Momente meines Lebens! Nachdem ich ein bißchen geschlafen hatte, fuhr ich in die Stadt, um unsere Eltern telefonisch über das freudige Ereignis zu informieren. Dann ging es wieder zurück zu meiner Familie nach Bonne Fin. Annette hätte so gerne unseren Sohn ihren Eltern gezeigt, aber die waren ja tausende von Kilometern entfernt. Dafür legte sie ihn der Missionarin in den Arm, die das Gästehaus in Bonne Fin leitete und ihre Enkelkinder in Kanada vermißte - so war beiden geholfen.

Bald konnten Mutter und Kind nach Les Cayes übersiedeln. Unser Hund durfte an den Füßen des neuen Familienmitgliedes schnuppern und bekam anschließend ein saftiges Steak. Von da an bewachte er unser Baby, auch, als es eine leichte Gelbsucht bekam und oft nackt in seinem Bettchen im Vorgarten der Sonne ausgesetzt werden mußte. Der kleine Kerl schwitzte natürlich wie ein Weltmeister, aber schon bald war er geheilt.

Erstens kommt es anders ...

1985 war in Haiti, wie gesagt, ein besonders heißer Sommer. Annette hatte zusätzlich zu ihren Aufgaben in der Bibelschulbibliothek während des Heimaturlaubs deutscher Missionarskollegen noch den kleinen Buchladen auf dem Missionsgelände übernommen, der durch Verkauf, Buchhaltung und Bestellung viel mehr Zeit kostete, als sie erwartet hatte. Im Spätherbst nahm sie dann so rapide ab, daß die Missionsärztin uns nahelegte, nach Deutschland zurückzukehren, weil sie in Haiti nicht genügend diagnostische Möglichkeiten hatte.

Anfang Dezember 1985 entschieden wir deshalb nach Rücksprache mit der Feldleitung vor Ort und der Leitung der VDM innerhalb weniger Tage, vorübergehend in die Heimat zu fliegen, damit festgestellt werden konnte, was mit Annette los war. Dabei hatten wir nicht einmal genügend Geld dafür! Aber unsere Missionarskollegen spendeten einen Teil der Reisekosten und liehen uns den Rest, der uns noch fehlte. Telefonisch bestellte ich bei einem Reisebüro in Port-au-Prince die Tickets: von Miami aus sollte der Flug mit der Lufthansa nach Frankfurt/Main gehen und von dort aus weiter nach Bremen. Wir fanden es unerhört, daß wir für unser Baby zehn Prozent des normalen Flugpreises zahlen sollten, obwohl er doch die ganze Zeit auf unserem Schoß sitzen sollte!

Es war so geplant, daß wir erst noch einmal im Gästehaus unserer Mission in Port-au-Prince übernachten wollten, bevor wir ins Flugzeug stiegen. Am Abend fiel Annette auf einmal siedendheiß ein, daß wir ja kein Visum für René für die USA hatten! Also machte ich mich am nächsten Morgen auf zur amerikanischen Botschaft - aber dort standen schon jede Menge Haitianer in langen Zweierreihen an, die das gleiche Anliegen hatten. Ich tat, was sonst ganz und gar nicht meine Art ist: Ich ging direkt an die Pforte und schilderte der Wache meine Situation. "Ich kann Ihnen da wenig Hoffnung machen," sagte man mir. "So etwas braucht nun einmal seine Zeit. Aber kommen Sie in ein paar Stunden wieder - wir werden sehen, was wir für Sie tun können." Normalerweise dauerte die Bearbeitung eines solchen Antrages vier Wochen! Und siehe da: zwei Stunden vor unserem Abflug konnte ich René's Kinderausweis mit dem amerikanischen Visum abholen.

Als wir dann in Miami in das Lufthansa-Flugzeug umstiegen, da waren wir ganz beschämt über den tollen Service: Für unser Baby waren gleich mehrere Plätze reserviert, so daß er in seinem Reisebettchen neben uns liegen konnte; außerdem bekam er Spielzeug und ein Lätzchen, das wir noch lange benutzt haben. Und wie stolz waren wir, als wir dann im Bremen unser Baby den Großeltern zeigen konnten! Die waren allerdings erschrocken darüber, daß Annette so schlecht aussah.

Von dort aus ging es dann wenig später zum Tropeninstitut nach Tübingen - wie gut, daß Annettes Vater unser Auto als Zweitwagen behalten hatte! Bei Annette wurde keine Krankheit festgestellt, sondern "nur" ein allgemeiner Erschöpfungszustand, der eine Rückkehr nach Haiti für sie für die nächsten Wochen ausschloß.

Wir hatten schon lange erkannt, daß unser Auftrag in Haiti nicht von Dauer sein würde. Ich fühlte mich als Bibelschullehrer dort einerseits unter- und andererseits überfordert. Dazu kam noch, daß ich wegen der vielen Gastlehrer nur zwei bis drei Stunden pro Woche unterrichtete. Und im kommenden Schuljahr sollte sich Pastor Philisaire der Lehrerschaft anschließen, so daß ich dann noch weniger gebraucht werden würde. Deshalb hatten wir schon im Herbst beschlossen, nach Abschluß des Bibelschuljahres im Juni 1986 endgültig nach Europa zurückzukehren.

Die Verantwortlichen der Hohentorsgemeinde in Bremen (das war eine unserer beiden Heimatgemeinden) meinten deshalb, daß ich gar nicht mehr nach Haiti zurückkehren sollte, sondern mich gleich um eine neue Dienstmöglichkeit umsehen sollte. Auf ihr

Drängen hin fuhr ich dann auch noch im Dezember in die Schweiz und nach Süddeutschland, wo ein Bibelschullehrer gesucht wurde. Aber ich sah mich verpflichtet, so bald, wie möglich, nach Haiti zurückzukehren, weil sonst unsere Bibelschüler ihre Ausbildung nicht hätten abschließen können. Deshalb flog ich am 27.01.1986 allein wieder nach Port-au-Prince. Annette sollte mit René nachkommen, sobald es ihr wieder besser ging. Geplanter Reisettermin war der 03.03.1986.

Es schneite, als ich in Bremen das Flugzeug bestieg, und ich hatte das unbestimmte, aber ganz starke Gefühl, daß auf mich schwere Zeiten zukamen. Relativ selten habe ich in meinem Leben solche Vorahnungen gehabt, und zumindest diesesmal haben sie sich erfüllt.

Wieder einmal war eine Zwischenlandung in Miami und eine Übernachtung in einem dortigen Hotel vor dem Weiterflug nach Haiti unvermeidlich. Aber diesesmal hatte es in diesem subtropischen Bundesstaat einen Wintereinbruch gegeben, und viele Zitrusfrüchte waren erfroren. Erst später erfuhr ich, daß am späten Vormittag des folgenden Tages, während ich für den Weiterflug nach Haiti eincheckte, ein NASA-Raketenstart mißglückte und alle Astronauten verbrannten. Zunächst war auch in Port-au-Prince niemand da, um mich abzuholen und nach Les Cayes mitzunehmen. Als ich dann eine Mitfahrgelegenheit bekam, wunderte ich mich sehr darüber, daß ich mehrfach am Straßenrand Haitianer sah, die mit einem vollen Sack auf dem Rücken rannten. Einheimische hatten es grundsätzlich nie eilig, und wer eine schwere Last trug, erst recht nicht! Später erfuhr ich, daß es massive Unruhen gegeben hatte, und daß viele Vorräte aus Lagerhäusern internationaler Hilfsorganisationen geplündert worden waren.

"Unruhige Zeiten" lautete die Überschrift meines Berichts in der VDM-Zeitschrift über die darauffolgenden Wochen:

Etwas unsanft setzte das Flugzeug auf der holprigen Landebahn des Flughafens von Port-au-Prince auf. Ich freute mich über den vertrauten Anblick der Kokospalmen am Rande des Rollfeldes, und mir war, als käme ich nach Hause.

Leider hatte meine Frau aus Gesundheitsgründen mit unserem kleinen Sohn in Deutschland bleiben müssen; sie wollten in ein paar Wochen nachkommen.

In Les Cayes, wo unser Missionsgelände liegt, herrschte eine angespannte Atmosphäre: Die Unruhen, die später zum Rücktritt und zur Abreise des Präsidenten führten, waren hier gerade in vollem Gange. Wir Ausländer waren dabei nicht gefährdet, aber der Ausnahmezustand war verhängt worden, und dazu kamen Ausgangssperren. Die Bibelschule hatte schon geschlossen werden müssen, bevor ich ankam, und es war nicht abzusehen, wann der Unterricht würde wieder beginnen können. So konnte ich nicht viel tun, als immer wieder die Nachrichtensendungen der verschiedenen europäischen und amerikanischen Kurzwellensender zu hören.

Trotz der angespannten Lage erlebte ich jeden Tag einen wunderbaren, tiefen Frieden. Aber ich fragte mich, wozu Gott mich eigentlich gerade jetzt von Frau und Kind getrennt und hierher geführt hatte, wo es doch im Moment hier kaum etwas für mich zu tun gab. Zwei Antworten auf diese Frage habe ich inzwischen gefunden: Das Eine ist, daß ich mich jetzt mehr als zuvor mit den Haitianern identifizieren kann - in solchen Situationen sitzen alle mehr oder weniger in einem Boot, und man rückt näher zusammen. Das Andere ist, daß ich jetzt etwas besser die Größe der Liebe Jesu zu uns ermessen kann. Wenn es mich schmerzt, einige Wochen fern von meiner Familie zu sein (der Zeitpunkt unserer „Wiedervereinigung“ steht noch nicht fest), wieviel schwerer muß dem Herrn Jesus die Trennung von seinem himmlischen Vater geworden sein, zumal er wußte, daß

am Ende seines irdischen Lebens der Tod am Kreuz stehen würde! Daß er diesen Weg ging, zeigt, wie sehr er uns liebhat.

Nun beginnt der Unterricht an der Bibelschule wieder, so daß es jetzt viel zu tun gibt für mich am Schreibtisch, im Klassenzimmer und anderswo. Im Sommer werden wir unseren Dienst hier in Haiti beenden, um eine neue Aufgabe an einer anderen Bibelschule - wahrscheinlich in Frankreich - zu übernehmen. Neben den laufenden Tätigkeiten und Verantwortungen muß jetzt also auch schon ans Packen gedacht werden und an die Übergabe meiner Arbeit (insbesondere der Studienleitung) an meinen haitianischen Nachfolger. Beten Sie bitte mit

*- für die neue Regierung hier, damit die enormen politischen und wirtschaftlichen Probleme gelöst werden können;
- für uns, damit wir klar den Willen Gottes für unseren weiteren Weg erkennen.*

Die Amerikaner hatten aufgrund der Unruhen in Haiti Präsident Jean-Claude Duvalier überreden können, das Land zu verlassen, um dadurch noch Schlimmeres zu verhindern. Zunächst aber mußte ein Land gefunden werden, das ihn aufnahm. Gerüchte, denen zufolge ein westafrikanischer Staat (ich weiß leider nicht mehr, welcher) ihm Bleiberecht angeboten hatte, wurden von der dortigen Regierung empört zurückgewiesen: Man sei ja schließlich kein Mülleimer. Schließlich durfte Duvalier in Frankreich einreisen. Er nahm aber so gut wie alle flüssigen Staatsfinanzen seines Landes mit. In Port-au-Prince sah ich wenig später ein Graffito mit dem Text "France poubelle" - Mülleimer Frankreich.

Niemand wußte in dieser Situation, was jetzt geschehen würde. Würden die Kubaner das Land einnehmen? Würden die Amerikaner Haiti besetzen, um für Gesetz und Ordnung zu sorgen, wie sie es Anfang des Jahrhunderts schon einmal getan hatten? Eine Nachfrage bei der US-Botschaft ergab, daß die Regierung nicht einmal im Traum daran dachte. Wir riefen die deutsche Botschaft an, um zu hören, welche Maßnahmen geplant waren, um uns im Ernstfall zu schützen. "Wenden Sie sich an die Amerikaner - die werden Ihnen schon helfen," war die lapidare Auskunft. Das hätten sie wohl auch getan, denn in der Bucht vor Port-au-Prince lag ein Schiff der US-Marine bereit, das notfalls uns Ausländer evakuiert hätte.

Das war aber nicht nötig. Die Ausschreitungen hielten zwar noch eine Weile an, aber sie richteten sich ausschließlich gegen die verhaßte Miliz der Duvalier-Regierung, im Volksmund "Tontons Macoutes" genannt. Wir Missionare hatten relativ wenig davon mitbekommen, wie sehr die Bevölkerung unter der Bespitzelung, der Unterdrückung und der Gewalttätigkeit dieser Leute gelitten hatte - aus Angst sprach man darüber kaum. Jetzt konnten wir im Radio täglich Berichte darüber hören, und nun entlud sich der jahrzehntelang aufgestaute Haß gegen diese Militärpolizei. Ihre Polizeistationen, die es auch in den kleinsten und entlegensten Dörfern gegeben hatte, wurden zerstört, und die Milizionäre wurden, wenn man ihrer habhaft wurde, getötet und vorher oft brutal mißhandelt und verstümmelt. Sogar Christen sollen sich daran beteiligt haben. "Wer das tut," sagte der damalige Präsident der MEBSH, des Gemeindeverbundes, in dem unsere Mission arbeitete, in einer Predigt, "ist schlimmer als ein Tonton Macoute!"

Eines Tages kamen einige kräftige, mit massiven Knüppeln und Vierkanthölzern bewaffnete junge Männer auch zu unserem Haus. Ich war gerade draußen und begrüßte sie, aber ich hatte Angst. "Wir haben nichts gegen Euch Missionare," sagten sie. "Im Gegenteil: Wir wissen, daß Ihr eine sehr gute Arbeit tut. Aber wir sind auf der Suche nach geflohenen Tontons Macoutes, und wir möchten gerne nachsehen, ob sich in Deinem Haus so jemand versteckt."

"Und wenn ich Euch sage, daß das nicht der Fall ist?" fragte ich. Normalerweise hätte sie das stoppen müssen, denn nach haitianischen Sitten und Gebräuchen wäre es ein

schlimmer Affront gewesen, mir nicht zu glauben. Aber sie ließen mich einfach stehen und gingen in unsere Wohnung, in der sie sich jedoch nur ganz kurz umsahen, um dann auch noch die andere Doppelhaushälfte zu überprüfen, in der eine amerikanische Missionsfamilie mit zwei kleinen Kindern wohnte. Wir blieben alle unbehelligt, und die Männer zogen weiter. In dieser Situation war ich wirklich sehr froh, meine Frau und mein Kind in Sicherheit zu wissen!

Auch auf dem Missionsgelände waren Nahrungsmittelvorräte der MEBSH geplündert worden, und auch hier hatten Gemeindeglieder mitgemacht. Ich hörte, daß der Pastor der direkt neben dem Missionsgelände liegenden Gemeinde während dieser Ausschreitungen auf einem Hügel gestanden hatte und sich die Namen der Betroffenen notiert hatte, um später ein ernstes Wort mit ihnen zu reden. Pastor Louisnel kam später durch einen Verkehrsunfall ums Leben - er war ein feiner, geistlicher, vorbildlicher Mann. Wieviele Gemeinden sind bei uns heute noch bereit, Gemeindeglieder zur Rede zu stellen, die beußt gegen Gottes Wort handeln und leben?

"Déchouké" (absetzen, verjagen) war das Wort der Stunde. Nicht nur der Präsident wurde abgesetzt, sondern sogar Pastoren unseres Gemeindebundes. Unter ihnen war einer, der zu Recht die Tochter eines einflußreichen Gemeindegliedes unter Gemeindezucht gestellt hatte. Ich sah mich aber auch in dem bestätigt, was ich unseren Studenten an der Bibelschule bereits Wochen vorher ans Herz gelegt hatte: Pastoren dürfen nicht auf die Autorität ihres "Amtes" bzw. Titels pochen - Autorität muß man sich verdienen, und zwar durch Vorbildlichkeit (1. Pet. 5, 3).

Die alte schwarzrote Fahne Haitis (schwarz und rot sind die Farben des Voodoo-Kultes) wurde durch eine neue blau-weiß-rote Flagge ersetzt, und die Nationalhymne wurde nur noch in der kreolischen Sprache gesungen. Die Haitianer waren stolz darauf, ihren Diktator abgesetzt zu haben, und sie waren voller Hoffnung und Zuversicht, daß es ihnen jetzt bald allen besser gehen würde. Später kam es dann auch zu demokratischen Wahlen, und der frühere katholische Priester Bertrand Aristide wurde der erste Präsident nach Duvalier. Leider soll eine seiner ersten "Amtshandlungen" darin bestanden haben, den Geistern ein Schwein zu opfern und damit sein Land neu dem Voodoo zu weihen. Er hat versprochen, dafür zu sorgen, daß es vor allem den einfachen Haitianern wirtschaftlich besser gehen soll - heute sind sie ärmer dran als je zuvor, und der inzwischen ebenfalls abgesetzte Präsident Aristide ist einer der reichsten Männer der Karibik.

Auch sonst haben sich die Verhältnisse in Haiti verschlechtert. So schrecklich die Herrschaft der Tontons Macoutes gewesen war - sie waren aber andererseits eine Ordnungsmacht gewesen, die für die Sicherheit der Menschen gesorgt hatte. Unter Duvalier war die Kriminalität vergleichsweise gering gewesen. Als einmal in der Hauptstadt eine Ausländerin nachts auf der Straße von Verbrechern getötet wurde, da erregte das im ganzen Land ein enormes Aufsehen, weil es so ungewöhnlich war. Ein Mann sagte aus diesem Anlaß sogar: "Ich schäme mich, Haitianer zu sein!" Dabei haben die Haitianer sonst einen ausgeprägten (und, wie ich meine, gesunden) Nationalstolz. Heute ist Gewalttätigkeit leider etwas ganz Normales geworden. So werden z.B. immer wieder Autofahrer mit vorgehaltener Schußwaffe gezwungen, ihr Fahrzeug zu verlassen und ihr Geld und ihre Wertsachen herzugeben. Wenn sie Glück haben, kommen sie mit dem nackten Leben davon.

Da im Frühjahr 1986 nicht abzusehen war, wie sich die Situation im Land entwickeln würde, und weil es Annette immer noch nicht besser ging, beschlossen wir, daß sie gar nicht mehr mit René nach Haiti kommen würde - auch aus Kostengründen. Das bedeutete für uns allerdings eine viereinhalbmonatige Trennung. Annette und René wohnten in dieser Zeit abwechselnd je einen Monat bei ihren und bei meinen Eltern, und ich mußte in dieser letzten Phase meines Dienstes in Haiti helfen, den Bibelschulkurs abzuschließen, meine Aufgabe als Studienleiter an einen Nachfolger übergeben und unseren Haus-

halt auflösen sowie das, was davon wieder nach Deutschland mitgenommen werden sollte, verpacken und verschiffen. Es war für uns alle eine schwere Zeit!

Obwohl ich voll und ganz für diese vernünftige Entscheidung war, konnte ich doch nicht sofort ein inneres Ja dazu finden. Vor meiner Frau und mir lagen viele Wochen, in den wir nur höchstens einmal wöchentlich telefonisch miteinander würden sprechen können, und ich würde eine wichtige Phase in der Entwicklung unseres Sohnes nicht miterleben dürfen. War es nicht zu hart von Gott, mir das zuzumuten? Ich war auf dem besten Weg zum Selbstmitleid. Doch da fiel mir ein, daß so etwas in bestimmten Berufen wie z.B. bei Seeleuten und Soldaten völlig normal war. Und außerdem hatte Gott absolut das Recht, einen solchen Verzicht von mir zu verlangen. Er hatte schließlich Seinen Sohn für mich geopfert und zugelassen, daß Er als Schwerverbrecher am Kreuz hingerichtet wurde - und das um meiner Sünde willen!

... und zweitens, als man denkt

Mein Bericht für die erste Ausgabe der VDM-Zeitschrift 1986 trug die Überschrift: "Weltmission - nur für Weiße?":

„Wie hat Gott dich eigentlich zum Missionar berufen?“ Diese Frage eines unserer Bibelschüler überraschte mich, obwohl sie eigentlich fast zu erwarten war. Seit einiger Zeit versuchen wir Lehrer nämlich, unseren Studenten einen Blick für die weltweite Missionsarbeit zu vermitteln. Fast jede Unterrichtsstunde beginnt mit einigen kurzen Informationen über eines der "vernachlässigten" Länder oder eine der vielen unerreichten Volksgruppen, für die dann auch anschließend gebetet wird.

Seit fast 50 Jahren arbeitet unsere Partnermission in Haiti, und doch hat bis vor kurzem niemand von uns daran gedacht, den einheimischen Christen zu sagen, daß Jesu Befehl "Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium ..." auch für sie gilt. Es fehlt ja in Haiti selbst überall an fähigen Mitarbeitern für die Ausbreitung des Evangeliums und an Geld, um ihren Dienst zu finanzieren. Aber war die Situation der elf Jünger, die den Missionsbefehl zuerst bekamen, denn besser?

Deshalb hat der Leiter unserer Bibelschule vor einiger Zeit angefangen, unsere Studenten auf diese Tatsachen hinzuweisen, und ich schlage in die gleiche Kerbe. Unsere Bibelschüler haben sehr schnell Feuer gefangen! Sie nehmen die Missionsinformationen mit großem Interesse auf und beten eifrig dafür. Als Schulgemeinschaft gehen wir aber noch einen Schritt weiter: Im Sommer werden voraussichtlich zwei oder drei der Bibelschüler nach ihrem Studienabschluß für ein Jahr als Mitarbeiter auf ein Missions-schiff gehen. Ein großer Teil ihrer finanziellen Unterstützung wird von ihren Kommilitonen aufgebracht werden! Sie haben oft selbst nicht genug Geld für ihren eigenen Lebensunterhalt, sind aber gern zu solchen Opfern bereit, damit Menschen die Gute Nachricht von Jesus hören können, die sonst keine Möglichkeit dazu hätten.

Wir als Lehrer hoffen, daß unsere Bibelschüler mit ihrer Begeisterung für die Mission ihre eigenen und andere Gemeinden anstecken können, und daß so bald auch vollzeitliche haitianische Mitarbeiter in fremde Länder ausgesendet werden können.

Es hat mich zutiefst beschämt und zugleich auch begeistert, daß nicht nur unsere Bibelschüler, sondern auch die meisten anderen haitianischen Christen sofort positiv reagierten auf unsere Anregungen hinsichtlich ihres Engagements in der Weltmission. Wenn auch sie mit dem Missionsbefehl gemeint waren, dann war es für sie selbstverständlich, daß sie trotz ihrer so geringen finanziellen Mittel ihren Beitrag dazu leisteten! Wir besuchten nun mit den drei angehenden Missionaren verschiedene Gemeinden, um über ihren geplanten Dienst auf dem Missionsschiff "Doulos" von Operation Mobilisation zu informieren und um Unterstützung durch Gebete und Gaben zu bitten. Zu meinen Aufgaben gehörte die Abfassung und Gestaltung eines Informationsblattes, und ich besorgte den dreien die Visa für die Reise zum Schiff (das war das Schwierigste!), ich buchte die Flugtickets und versuchte, sie vorzubereiten auf ihre ungewohnte neue Arbeit und die Begegnung mit mehreren ihnen völlig fremden Kulturen und Denkweisen an Bord des Schiffes und in den afrikanischen und asiatischen Ländern, die sie besuchen würden.

Im März kam Barbara Lutz, um ihren Missionsdienst unter haitianischen Kindern zu beginnen. Natürlich mußte auch sie erst Kreolisch lernen, aber neben ihren eigentlichen Aufgaben war sie mir eine unschätzbare Hilfe bei der Auflösung unseres Haushalts und beim Verkaufen der Sachen, die nicht wieder nach Deutschland mitgenommen werden sollten.

Aber Kleidung, Bücher und persönliche Gegenstände mußten natürlich wieder in Stahlfässer verpackt werden. Dazu mußte ich für den Zoll und für die Versicherung auch Packlisten schreiben - natürlich auf französisch - und für jeden Gegenstand einen Preis angeben. Wofür Annette und ich zusammen vor der Ausreise zusammen mehrere Wochen gebraucht hatten, das sollte ich jetzt allein in wenigen Tagen schaffen (wenn auch weniger nach Deutschland zurückging, als wir dorthin mitgenommen hatten). Das erschien mir als ein Ding der Unmöglichkeit, und ich war eines Morgens am Verzweifeln darüber. Doch dann schüttete ich Gott mein Herz aus, und Er machte mich ganz ruhig. Es ist heute noch ein Wunder für mich, daß alles rechtzeitig fertig wurde!

Dann lud ich die Fässer auf einen Anhänger und brachte sie mit einem geliehenen Geländewagen nach Port-au-Prince zu einer Speditionsfirma, die sie dann nach Deutschland verschiffte. Sie landeten zwar nicht, wie gewünscht, in Bremen, sondern in Hamburg, aber das machte nichts. Schlimm war nur, daß es auch auf dem Rücktransport wieder erhebliche Wasserschäden gab.

Unterwegs geriet ich in eine der damals häufigen Straßensperren. Junge Männer hielten die Autos an und "baten" um Spenden, da sie angeblich ihr Dorf verschönern wollten. "Und was ist, wenn ich Euch kein Geld gebe?" fragte ich. "Dann lassen wir Dich nicht durch," war die Antwort. "Hört mal", sagte ich, "in ein paar Tagen fliege ich nach Deutschland zurück. Wollt Ihr wirklich, daß ich da den Leuten erzähle, wie Ihr hier in Haiti mit Ausländern umgeht?" Jetzt konnte ich unbehellig weiterfahren.

In dieser Zeit bekam ich auch vermehrt Einladungen zu Predigtdiensten. Eines Abends sprach ich in einer Jugendveranstaltung. Hinterher meinte der Jugendliche, der den Abend leitete: "Messajé-a étranjè, min li té palé lang pa nou" (Der Redner ist zwar Ausländer, aber er hat unsere Sprache gesprochen). Das war ein schönes Lob!

Am 1. Juni war dann endlich der große Tag der Absolvierungsfeier unserer Studenten der Bibelschule da. Leider gab es in diesen Tagen sintflutartige Regenfälle, so daß der Festgottesdienst nur schwach besucht war, und selbst einer der Absolventen war auf dem Weg von seiner Gemeinde nach Les Cayes steckengeblieben.

Die Regenfälle ließen auch in den darauffolgenden Tagen nicht nach. Es kam zu großen Überschwemmungen, in denen mehrere Einheimische ertranken, und viele wurden obdachlos. Das Missionsgelände war zeitweise von der Umwelt abgeschnitten. Die Temperaturen sanken auf Werte um und z.T. unter 25°, und ich fror, zumal man ja sofort durchnäßt wurde, wenn man das Haus verließ. Ich war froh, in Not geratenen Haitianern mit meinen Lebensmittelvorräten helfen zu können, die ich größtenteils sowieso nicht mehr brauchte. Aber auch ich hatte ein Problem: Mein Rückflug nach Deutschland war für den 8. Juni gebucht, aber es war wegen der Überschwemmungen und unzähliger Straßensperren nicht möglich, die Hauptstadt zu erreichen.

Da erzählte mir ein amerikanischer Missionarskollege, er habe über Funk gehört, daß am 7. Juni ein kleines Flugzeug der Hilfsorganisation CARE mit Fachleuten nach Les Cayes kommen sollte, damit diese sich vor Ort ein Bild von der Situation machen konnten. Auf dem Rückflug nach Port-au-Prince würden ein paar Plätze frei sein! Auf meine Bitte reservierte der Kollege mir per Funk einen Platz für diesen Flug.

Als die einmotorige Propellermaschine dann auf der völlig durchnäßten Grasrollbahn bei Les Cayes landete, standen noch einige andere Ausländer dort und wollten ebenfalls mitgenommen werden. Wie dankbar war ich, daß ich auf jeden Fall mitfliegen durfte! Allerdings mußte ich einen meiner beiden Koffer zurücklassen, weil der Flieger sonst für den Start unter diesen erschwerten Bedingungen zu schwer gewesen wäre.

Es war schön, zum Abschied noch einmal das Land, das ich in diesen zweieinhalb Jahren lieb gewonnen hatte, von oben zu sehen. Da bekam ich dann auch einen Überblick über die Verwüstungen, die die Überschwemmungen angerichtet hatten. Schlimm war es, feststellen zu müssen, wieviel fruchtbaren Boden die Regenfälle von den weitgehend abgeholzten Bergen bei Port-au-Prince in die Bucht geschwemmt hatten - ein großer Teil des Meeres war dort ganz braun.

Ich wollte eigentlich meine letzte Nacht in Haiti auf dem Flughafen verbringen, weil ich befürchtete, daß ich es in diesen unsicheren Zeiten eventuell am nächsten Tag nicht rechtzeitig vom Gästehaus unserer Mission aus zurückgeschafft hätte. Als das einer der anderen Passagiere, ein Amerikaner, hörte, sagte er: "Das kommt überhaupt nicht in Frage, weil es zu gefährlich ist! Du kannst in unserem methodistischen Gästehaus übernachten, das ganz in der Nähe des Flughafens liegt." Das war noch ein Geschenk unseres großen und treuen Gottes!

Am Flughafen waren lange Schlangen von Haitianern und Ausländern, die das Land verlassen wollten, aber die meisten bekamen kein Flugticket mehr - wie gut, daß meine Reise schon lange vorher gebucht worden war! Unterwegs kam ich bei einem Zwischenstop in Atlanta im Bundesstaat Georgia mit einem Deutschen ins Gespräch, der, wie sich herausstellte, auch nach Bremen wollte. Außerdem war er ein Kollege von Annettes Bruder in der Raumfahrtindustrie und kannte ihn sogar. Ich konnte von da an meinem Landsmann helfen, denn er hatte nur einen Arm. Und seine Frage nach meinem Woher und Wohin gab mir eine gute Gelegenheit, ihm meinen Glauben an den Herrn Jesus Christus zu bezeugen.

Der Flug ging nur bis Amsterdam, denn es war Sonntag, und an diesem Tag gab es keine Flugverbindung mehr nach Bremen. Dort holte meine Familie ihren von der langen Reise und vom Jetlag müden Vater am Zug ab. René erkannte mich nicht mehr, sondern sah mit seinen großen braunen Augen erstaunt den fremden Mann an, der seine Mutter küßte. Er brauchte dann auch ein paar Tage, um sich wieder an mich zu gewöhnen - kein Wunder nach viereinhalb Monaten; das war damals schon die Hälfte seines Lebens!

Und nun?

Wir hatten ja schon ziemlich früh gemerkt, daß unser Dienst in Haiti entgegen unserer ursprünglichen Pläne nur von kurzer Dauer sein würde. Sofort fingen wir an, um Klarheit über unseren weiteren Weg zu beten. Wir mußten beide an Frankreich denken. Wir hatten ja vor unserer Ausreise in die Karibik ein Jahr in diesem Land gelebt, um die Sprache zu lernen, und uns war die geistliche Not in diesem Land sehr bewußt geworden. Haiti hatte, prozentual gesehen, mindestens sechzigmal so viele evangelikale Christen wie Frankreich (Haiti: mindestens 30%, Frankreich: 0,5%). Deshalb kamen wir zu der Überzeugung, daß Gott einen neuen Auftrag für mich als Lehrer an einer französischen Bibelschule hatte.

Schon während meines knapp zweimonatigen Deutschlandaufenthalts im Dezember 1985/ Januar 1986 hatte ich mehrere französischsprachige Bibelschulen diesbezüglich angeschrieben. Zwei solche Ausbildungsstätten in Frankreich und eine in Belgien bekundeten Interesse an meinem Dienst. Im Sommer 1986 klärte sich dann, daß ich ab Herbst 1987 als Lehrer am Institut Biblique Européen/ European Bible Institute in Lamorlaye bei Paris mitarbeiten sollte (das gibt es mittlerweile nicht mehr). Dort wurde parallel sowohl auf englisch und auf französisch unterrichtet.

Erst einmal war es jedoch notwendig, daß ich mich wieder auf Reisen begab, um unseren Freundeskreis über unseren bisherigen und unseren geplanten neuen Dienst zu informieren. Wir brauchten auch dringend zusätzliche Spender, weil das Leben in Paris wesentlich teurer war als in Haiti. Die Bibelschule als überkonfessionelles Glaubenswerk konnte mir kein Gehalt zahlen, so daß ich weiter bei der Vereinigten Deutschen Missionshilfe angestellt war.

Wir waren dankbar, daß wir während dieses Jahres in der gerade neu ausgebauten Hausmeisterwohnung im Gemeindehaus meiner Heimatgemeinde, der Evangelisch-Freikirchlichen Gemeinde Bad Oldesloe in Schleswig-Holstein, wohnen konnten.

Diesen zweiten Reisedienst machte ich weitestgehend allein. René, gerade ein Jahr alt geworden, war durch das ständige Hin und Her (Annette hatte mit ihm viereinhalb Monate lang alle vier Wochen von der Wohnung ihrer Eltern zu meinen Eltern gewechselt) schon genug verunsichert und sollte nun endlich zur Ruhe kommen. Diesesmal wollte ich in den Gemeinden, die ich besuchte, nicht nur über unseren Dienst informieren, sondern ich wollte ihnen auch selbst dienen. Deshalb bot ich neben Diavorträgen auch Predigtendienste, Bibelarbeiten und Bibelwochen an sowie ein Homiletik-Seminar ("Wie bereite ich eine Predigt oder eine Andacht vor?") und ein Hermeneutik-Seminar ("Wie legen wir die Bibel richtig aus?"). Das wurde von einer ganzen Reihe von Gemeinden gerne in Anspruch genommen. Wenn ich nicht unterwegs war, predigte ich oft in Bad Oldesloe und in einer Nachbargemeinde - beide Gemeinden waren damals ohne Pastor und waren für meine Mithilfe deshalb dankbar.

Für unseren René war es allerdings schlimm, daß sein Vater nicht lange, nachdem er sich wieder an ihn gewöhnt hatte, immer wieder für längere Zeit verschwand - bei längeren Entfernungen war ich oft zwei Wochen lang unterwegs. Wenn ich dann wieder losfahren mußte, dann mußte ich versuchen, mich aus dem Haus zu schleichen, ohne, daß unser Sohn es merkte. Er bekam dann einen unerklärlichen Hautausschlag. Der Kinderarzt untersuchte ihn gründlich, konnte aber keine Ursache finden. Dann gab er uns eine einfache Fettcreme und sagte: "Jeder von Ihnen beiden wird ab sofort jeden Tag mehrmals immer denselben Arm mit dieser Creme behandeln. Mal sehen, was geschieht!" Der Ausschlag verschwand dann bald, und zwar zuerst an dem Arm, den ich behandelte.

Von einer neuen Bewahrung berichteten wir in unserem Rundbrief vom Dezember 1986:

Lauter Krachen und Prasseln riß uns neulich nachts aus dem Schlaf - wir dachten vor Schreck an einen Bombeneinschlag oder ein Erdbeben. Es war aber "nur" unser großes Bücherregal umgestürzt und zusammengebrochen. Es hatte als Raumteiler den Schlafbereich von der Arbeitsecke abgetrennt. Die zwischen Fußboden und Decke geklemmten Teleskopstangen, die die Regalbretter getragen hatten, waren umgefallen, nachdem die Holzverkleidung der Decke anscheinend mit der Zeit nachgegeben hatte. Nun lagen Stangen, Bretter und einige hundert Bücher in einem heillosen Durcheinander auf dem Boden. Wenn auch der materielle Schaden sich in Grenzen hielt, kostete uns dieses Erlebnis jedoch mehrere Tage zusätzliche Arbeit, da neue, stabilere Regale besorgt, aufgestellt und eingeräumt werden mußten. Auch ein Schrank mußte umgestellt werden; dafür kann so etwas nun aber auch nicht mehr passieren. ...

Dankbar sind wir vor allem für Gottes Bewahrung, die wir dabei gleich zweifach erkennen konnten:

- *Wäre das Regal in die entgegengesetzte Richtung gekippt, dann wäre es auf unser Bett gefallen, in dem wir gerade schliefen.*
- *Wenn dieser Zusammenbruch am Tage passiert wäre, hätte z.B. unser René von den herabstürzenden (z. T. sehr schweren) Büchern getroffen werden können.*

Wer weiß? Vielleicht hält unser himmlischer Vater so manches Mal Seine Hände behütend über uns in Gefahrensituationen, die wir gar nicht wahrnehmen!

Ich war die ganze Zeit soviel unterwegs, daß mir meine Eltern schon Vorwürfe machten, daß ich meine Familie so vernachlässigte - wohl nicht zu Unrecht. Aber ich mußte mich doch darum bemühen, unseren Freundeskreis zu vergrößern, damit ich im Herbst 1987 meinen Dienst in Lamorlaye beginnen konnte! Aber leider war das Spendenaufkommen dafür immer noch viel zu gering.

Ende Mai 1987 reiste ich mit unserem Missionsleiter Karl Klapprodt nach Paris, um weitere Einzelheiten mit der Bibelschulleitung zu besprechen und um eine Wohnung zu suchen. Im Grunde war es aussichtslos, innerhalb weniger Tage ein bezahlbares Appartement in Paris zu bekommen, aber interessanterweise fand ich sogar zwei, die halbwegs erschwinglich waren. Ich sollte allerdings möglichst sofort den Mietvertrag unterschreiben, und dazu fehlte mir die innere Freiheit.

"Warum machst Du nicht einfach einen Glaubensschritt wie die Israeliten, als sie den Jordan überquerten?" fragte Karl Klapprodt mich. "Ganz einfach," antwortete ich. "Die Israeliten hatten von Gott den klaren Auftrag, ihre Füße in den Jordan zu tauchen. Aber ich habe diese Gewißheit bisher nicht!" Das konnte unser Missionsleiter akzeptieren.

Aber wie sollte es jetzt weitergehen? Am 18. August wollten wir umziehen, hatten aber keine Wohnung in Paris! In dieser schwierigen Situation baten wir die Leitung der Gemeinde in Bad Oldesloe um Rat (mit der Bremer Hohentorsgemeinde war es leider schon kurz nach meiner Rückkehr aus Haiti zum Bruch gekommen). Der Gemeindevorstand empfahl uns einstimmig, den Umzug um drei Monate auf den November zu verschieben. Diesen Rat nahmen wir an, und auch die Leitung der VDM und die Verantwortlichen der Bibelschule in Lamorlaye waren damit einverstanden. Damit verlängerte sich auch meine Reisetätigkeit.

"Baby raus - Ende Juni - jaaa!"

Natürlich sollte René nicht als Einzelkind aufwachsen, und so freuten wir uns sehr, als Annette wieder schwanger wurde. Besonders in den ersten Monaten der Schwangerschaft reagierte sie wieder sehr allergisch auf bestimmte Gerüche. Sie brauchte nur im Laufe des Vormittags ein Glas mit Kindernahrung für René zu öffnen - dann kam ihr buchstäblich das Frühstück wieder hoch. Ich konnte ihr leider nur selten helfen, weil ich ja meistens unterwegs war. René wackelte dann immer hinter ihr her ins Badezimmer, schnappte sich einen kleinen Eimer und "würgte" ebenfalls. Er dachte anscheinend, das gehört sich so.

Später verlief die Schwangerschaft dann aber recht gut. Bald sagte René allen möglichen Leuten: "Baby raus - Ende Juni - jaaa!" Es war kaum zu glauben, daß er mit seinen knapp zwei Jahren dann schon unser Großer sein würde!

Sein kleiner Bruder ließ sich dann aber noch etwas Zeit und kam erst am 2. Juli zur Welt. Auch diesmal konnte ich bei der Geburt dabeisein, und so staunten wir gemeinsam über die Größe und Sauberkeit des Kreißsaales im Bad Oldesloer Kreiskrankenhaus - in Haiti hatten wir ja bei René's Geburt ganz anderes erlebt! Als wir der Hebamme davon erzählten (zwischen den Wehen!), wollte die sich ausschütten vor Lachen.

Die Geburt ging diesmal wesentlich schneller. Auch unser kleiner Pascal war kerngesund und stand seinem Bruder mit seinen 4150 g und 55 cm an Geburtsgewicht und -größe kaum nach. Wieder waren wir unserem Gott von Herzen dankbar für dieses Geschenk!

Unser René wurde an diesem Abend von den Großeltern versorgt, die ja im Nachbarort wohnten. Das kam ihm doch etwas seltsam vor, und er lispelte immer wieder: "Komis, komis!"

Schon am nächsten Tag konnten wir Mutter und Kind aus dem Krankenhaus abholen; die beiden wurden dann noch einige Tage lang von einer Hebamme betreut, die täglich zu uns kam. René war allerdings anfangs etwas enttäuscht von seinem kleinen Bruder, weil man mit ihm weder spielen noch ihn mit Brot füttern konnte.

Es war schön, daß wir in dieser Zeit meine Eltern so in der Nähe hatten. Wir haben ihre Babysitterdienste zwar nur selten in Anspruch genommen, aber wir luden sie immer wieder ein, zu uns zu kommen und einfach ihre Enkelkinder genießen. "Bald sind wir weit weg in Paris," sagten wir, "und dann werdet Ihr Euch noch furchtbar ärgern, wenn Ihr diese Zeit hier nicht nach Kräften ausnützt!" Das taten sie denn auch.

Der Rundbrief, mit dem wir unseren Freundeskreis über dieses "freudige Ereignis" informierten, war übrigens der erste, den wir mit einem Computer schrieben. Es war ein Schneider "Joyce" mit eigenem Betriebssystem und eigenem Textverarbeitungsprogramm; dafür kam er noch ohne Festplatte und ohne Maus aus, und er druckte mit einem Neunnadeldrucker. Aber für unsere damaligen Bedürfnisse reichte er aus! Probleme gab es nur mit der zusätzlich erworbenen Datenbank für die Adressen unserer Rundbriefempfänger - selbst ein professioneller Programmierer aus unserer Gemeinde hatte damit seine Probleme.

Kennzeichen "GG"

Immer noch hatten wir keine endgültige Klarheit über unseren weiteren Weg. Und immer noch fehlte uns ein beträchtlicher Teil der monatlichen finanziellen Unterstützung, die wir für unseren Dienst in Frankreich brauchten. Wir fingen an, darum zu beten, daß Gott uns bis Mitte September als endgültige Bestätigung 80% der nötigen Finanzen geben möge, und wir teilten dies auch als Gebetsanliegen unserem Freundeskreis in unserem Rundbrief von Anfang August 1987 mit. Es ging uns dabei nicht darum, das "Risiko" auszuschalten - die dann noch fehlenden 20% wären immer noch ein vierstelliger monatlicher Fehlbetrag gewesen - vielmehr wollten wir einfach absolute Gewißheit haben, daß die Bibelschule in Lamorlaye wirklich der Platz war, den der Herr Jesus Christus für uns bestimmt hatte.

Ende September mußten wir dann feststellen, daß wir nur knapp 60% der regelmäßigen finanziellen Unterstützung hatten, die wir für diesen Dienst brauchten. Wir konnten das nur so verstehen, daß Gott etwas ganz anderes mit uns vorhatte, und daß dies Seine Art und Weise war, uns das "schonend beizubringen". Ich wurde an Paulus und sein Missionsteam erinnert, die im Rahmen ihrer zweiten Missionsreise in Kleinasien (heutige Türkei) arbeiten wollten (Apg. 16), aber überall wurden sie vom Heiligen Geist daran gehindert. Schließlich kamen sie an die Westküste, und dort sah Paulus in der Nacht den Mazedonier, der ihm sagte: "Komm herüber nach Mazedonien und hilf uns!" Da begriff er, daß Gott ihn nach Europa senden wollte.

Wir schrieben dazu in unserem Rundbrief:

Nicht, daß uns nicht bewußt gewesen wäre, daß auch unser eigenes Land ein Missionfeld ist - aber die geistliche Not im Ausland, insbesondere in den katholisch geprägten Ländern Europas, hatte uns innerlich einfach so "vereinnahmt", daß GOTT uns möglicherweise über den Umweg "Frankreich" nach Deutschland zurückführen wollte. Jedenfalls sind wir jetzt offen auch für einen Dienst hier.

Ich war immer davon ausgegangen, daß ich mein Leben als Bibelschullehrer in Übersee verbringen würde. Ein Dienst in meinem eigenen Land war für mich nicht weniger "geistlich", aber es war einfach nicht mein Auftrag, wie ich meinte. Aber wieder einmal sollte mein Vater recht behalten, wenn er sagte: "Man soll nie 'nie' sagen."

Weiter schilderten wir unsere Gedanken dazu im gleichen Rundbrief:

Worin dieser Dienst konkret bestehen soll, wissen wir natürlich noch nicht. Der Gedanke an eine Arbeit als Bibelschullehrer liegt natürlich nahe. Andererseits würden wir sehr gerne in den Gemeindedienst gehen (zumindest für einige Jahre); eigenartigerweise ist Detlev seit seiner Rückkehr aus Haiti mehrere Male von verschiedenen Personen unabhängig voneinander zu einem solchen Dienst ermutigt worden, und zwar schon lange, bevor es sich abzeichnete, daß wir unsere ursprünglichen Pläne würden ändern müssen.

Ich sagte also in Lamorlaye endgültig ab, und nun waren wir gespannt, wie Gott uns weiter führen würde. Wir hofften damals, daß Gott uns in die Gemeinde am Nachbarort führen würde, in der ich oft Predigtdienste getan hatte und von der ich wußte, daß sie einen neuen Pastor suchte. Es wäre so schön gewesen, so in der Nähe unserer Eltern und Schwiegereltern zu bleiben! Aber daraus wurde nichts.

Bald bekam ich zwei interessante Stellenangebote: Prof. Külling war an mir interessiert als wissenschaftlichem Assistenten an der damaligen Freien Evangelisch-Theologischen Akademie (FETA; heute: Staatsunabhängige Theologische Hochschule - STH), und der Leiter unserer deutschen Missionsgesellschaft, der Vereinigten Deutschen Missionshilfe, fragte an, ob ich nicht eine Aufgabe im Heimatbüro übernehmen wollte, das mittlerweile nach Bassum bei Bremen umgezogen war. Beides waren schöne und wichtige Dienste, und an der FETA hätte ich auch wieder lehren können. Aber Annette und ich sahen unabhängig voneinander in beidem nicht Gottes Führung für uns.

In dieser Zeit sprachen wir auch manchmal über die Möglichkeit eines theologischen Weiterstudiums zum Zweck einer Promotion zum Dr. theol. Während eines solchen Gesprächs saß unser damals zweijähriger René auf dem Fußboden und hörte zu. Dann meinte er auf einmal: "Ich will auch promovieren." Dann hockte er sich hin und entleerte offensichtlich seine Blase in die Windel. Anschließend sagte er: "Jetzt hab' ich promoviert."

Wenige Wochen später war dann unser weiterer Weg für die nächsten Jahre geebnet. Im Weihnachtsrundbrief 1987 konnten wir unserem Freundeskreis voller Freude Folgendes mitteilen:

Weil der Herr Jesus Christus unser König ist, bestimmt Er auch unser Leben und führt uns. Manchmal können wir Seine Wege nicht oder nur schwer verstehen, aber gerade kürzlich haben wir wieder einmal sehr deutlich sehen können, daß Er weiß, was Er tut. Annettes Vater mußte sich einer schweren Operation unterziehen, und wir haben in dieser Zeit ein paar Tage in Bremen bei Annettes Mutter verbracht, um ihr beizustehen und um unseren Vater im Krankenhaus zu besuchen. Das wäre nicht möglich gewesen, wenn wir unseren ursprünglichen Plan hätten verwirklichen können - dann wären wir nämlich gerade mitten im Umzug nach Paris gewesen!

Wir sind dankbar, daß wir jetzt endlich volle Klarheit darüber haben, welchen Plan Gott mit uns für die nächsten Jahre hat; die Evangelisch - Freikirchliche Gemeinde Rüsselsheim hat Detlev als Pastor berufen! Wir sehen darin deutlich Seine Führung, weil wir uns mit der Gemeindeleitung völlig einig sind, z.B. darüber, welche Schwerpunkte in der Gemeindeführung gesetzt werden sollen, und weil sich die Gemeindeglieder in großer Einstimmigkeit für uns entschieden haben. Detlev freut sich auf seinen neuen Dienst. Er sieht zwar seine Lebensaufgabe immer noch im Bibelschulunterricht, aber wenn er in einigen Jahren evtl. wieder eine solche Arbeit beginnt, kommt ihm die Gemeindeführung sicherlich sehr zugute.

Auch in der Art und Weise, wie die Verbindung mit den Rüsselsheimern entstanden ist, sehen wir Gottes Führung: aufgrund unseres letzten Rundbriefes hatte ein guter Bekannter die Gemeinde dort informiert darüber, daß wir bereit sind, in den Gemeindeführungsdienst zu geben, und daraufhin rief der Gemeindeführer bei uns an. Für uns war das der "Ruf aus Mazedonien" (Apg. 16), von dem wir im letzten Rundbrief sprachen!

Bald sah ich schon lange nicht mehr meine Lebensaufgabe im Bibelschulunterricht. Ich merkte sehr bald, daß der Gemeindeführungsdienst mich viel mehr ausfüllte als der reine Lehredienst. Den ersten Anstoß zu diesem Umdenken hatte ich wohl bereits beim Abschied von unseren haitianischen Bibelschulabsolventen bekommen, der mir sehr schwerfiel. Ich fragte mich: Sollte das nun immer so weitergehen, daß ich mich zwei Jahre lang in einen Jahrgang Studenten investiere und sie dann gehen lassen muß?

Diese Gedanken teilte ich dann im Reisedienst einem früheren Kommilitonen von der FETA mit, der schon damals Gemeindepastor war. Er reagierte darauf mit einer entwaff-

nenden Ehrlichkeit: "Ach, weißt Du," meinte er, "von manchen Gemeindegliedern würde ich mich sogar ganz gerne verabschieden!"

Nun stand wieder einmal ein Umzug an. Dieser war ganz anders als all die anderen vorher, denn erstens hatten wir jetzt zwei kleine Kinder dabei, und zweitens brauchten wir zum erstenmal unsere Möbel nicht selbst abzuschlagen und in einen Miet-Lkw zu schleppen (der wäre auch viel zu klein gewesen!). Diesen Umzug bezahlte die Rüsselsheimer Gemeinde, wie es im Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden üblich ist, und wir durften ein Umzugsunternehmen beauftragen.

"Wollt Ihr wirklich ins rote Hessen ziehen?" fragten mich Bekannte. "Hessen ist gar nicht mehr rot," antwortete ich (es hatte gerade ein Regierungswechsel stattgefunden, und das Land wurde von Ministerpräsident Walter Wallmann, CDU, regiert). Und dann prophezeite ich: "Aber Schleswig-Holstein wird bald rot!" Das war zur Zeit der Barschel-Affäre, und ich sollte bekanntlich recht behalten.

Früher hatten wir herzlich wenig über Rüsselsheim gewußt: Eigentlich nur, daß diese Stadt irgendwo in Hessen liegt und daß dort die Zentrale des Opel-Konzerns ist. Wenn wir während meiner Studienzeit auf dem Weg von oder nach Süddeutschland durch das südliche Rhein-Main-Gebiet fuhren, wunderten wir uns oft über das merkwürdige Auto-kennzeichen "GG" - nicht ahnend, daß wir einmal viele Jahre lang selbst mit einem solchen Kennzeichen herumfahren würden. Nie hätten wir gedacht, daß wir einmal dort landen würden. Man soll halt nie "nie" sagen ...

Falls jemand unter den Lesern diesbezüglich genauso unwissend sein sollte wie wir damals - GG bedeutet "Groß-Gerau"; das ist unsere Kreisstadt. Manche Autofahrer aus den Nachbarkreisen meinen allerdings, daß diese Buchstaben für "Großer Gauner" stehen bzw. "Große Gefahr".

Die Gemeinde hatte in Bischofsheim, dem westlichen Nachbarort Rüsselsheim, ein älteres Einfamilienhaus mit Garten für ihren neuen Pastor gekauft. Das Haus wurde umfangreich renoviert (u.a. mit einer neuen Treppe und neuen Zimmertüren aus Eichenholz, und die Zimmer waren alle neu tapeziert und mit Teppichboden ausgestattet; man bot uns sogar an, eine Einbauküche zu installieren!). Hier bekam ich auch endlich wieder ein richtiges Arbeitszimmer. Unsere Kinder hatten jeder ein Zimmer für sich, wenn es auch ziemlich klein war. Es war für uns ein großes Geschenk, ein Haus ganz für uns allein zu haben. Dazu kam noch, daß wir auf beiden Seiten wirklich nette Nachbarn hatten.

Annette hatte das Haus vor unserem Einzug am 8. Februar 1988 nie gesehen. Ich war im Spätherbst 1987 zunächst zu einem Predigt-dienst und Gesprächen in Rüsselsheim, und wenig später war ein weiterer Besuch vorgesehen, diesmal mit der ganzen Familie, und ich sollte mehrere Bibelabende halten. Leider wurde dann eins unserer Kinder krank, so daß ich doch wieder allein fahren mußte.

Unsere alte Wohnung im Gemeindehaus in Bad Oldesloe brauchten wir nicht zu renovieren, wofür wir sehr dankbar waren. Als alle unsere irdische Habe in dem Lastzug mit Anhänger verstaut war (das Fahrzeug war damit fast voll!), fragte ich den Fahrer, welche Strecke er ausgesucht hatte. Seine Auskunft war eine Überraschung: er hatte unser Bischofsheim bei Mainz mit Bischofsheim in der Rhön verwechselt (es gibt übrigens noch ein drittes Bischofsheim in Hessen: es ist ein Ortsteil von Maintal bei Frankfurt). Hätte ich nicht nachgefragt, wäre unser Umzugsgut am falschen Ort gelandet. Wieder einmal durften wir Gottes gnädige Bewahrung und Führung erleben!

Pascal war damals erst ein halbes Jahr alt und hatte deshalb mit dem Ortswechsel keinerlei Probleme. Bei René mit seinen zweieinhalb Jahren war das leider ganz anders: er hatte es bis dahin sehr genossen, von seinen Großeltern und seiner Tante Dörte (meine

jüngste Schwester) verwöhnt zu werden, und außerdem hatte er in Bad Oldesloe eine zwölfjährige Freundin gehabt, die ihn oft in der Sportkarre spazierenfuhr - das alles vermißte er nun sehr. Auch sonst war hier vieles ganz anders als in Norddeutschland; vor allem war es hier viel lauter. Der Frankfurter Flughafen war nur wenige Kilometer entfernt, und bei schönem Wetter (also bei Ostwind) donnerten die Flugzeuge in Abständen von höchstens ein paar Minuten im Landeanflug über unser Haus. Nachts mußten wir oft das Fenster schließen, weil der Fluglärm uns nicht schlafen ließ. Dazu kam der Lärm von der vielbefahrenen Straße. Wenn der sonntagmorgens wegfiel, dann hörten wir umso lauter die Züge am nahegelegenen Bahnhof und das Tuckern der Mainschiffe.

Als größte Lämbelastung empfanden wir jedoch das Läuten der Glocken der katholischen Kirche, von der unser Haus nur ca. 50 m Luftlinie entfernt lag. Wir haben nichts gegen Glockenläuten an sich. Aber hier wurde einige Male täglich geläutet, und dann meist mit allen Glocken, und das minutenlang. Oft war unser Pascal damals abends gerade eingeschlafen, da holte das Geläut ihn brutal aus seinem ersten Schlaf, und wir mußten ihn dann wieder beruhigen.

Aber mit der Zeit wurden das Haus in Bischofsheim und die Gemeinde in Rüsselsheim für uns alle zu einem neuen Zuhause, in dem wir uns wohlfühlten.

Bei unseren Kindern merkte ich das z.B. deutlich im Sommer 1989. Wir verbrachten den Urlaub zu Hause und besuchten in dieser Zeit die Gottesdienste in anderen Gemeinden. Als wir an so einem Sonntagmorgen wieder unterwegs waren zu einer Nachbargemeinde, fragte René (inzwischen vier Jahre alt): "Papa, gehen wir heute wieder zu 'ner richtigen Gemeinde?" - damit meinte er natürlich unsere Gemeinde in Rüsselsheim.

René und Pascal brauchten allerdings noch lange, um sich daran zu gewöhnen, daß ihr Vater jetzt meist viele Stunden am Tag zu Hause war, daß sie ihn aber trotzdem die meiste Zeit nicht stören durften. Für Annette war es ziemlich stressig, die beiden von meinem Arbeitszimmer fernzuhalten. Unserem René erklärte sie es immer so, daß der Papa mit dem Arbeiten - auch zu Hause - Geld verdienen muß, damit wir uns etwas zu essen kaufen können. Das akzeptierte unser Sohn auch meistens. Aber einmal an einem späten Vormittag, als die Suppe schon fertig war, da erwiderte er auf diese Erklärung (nicht ganz unlogisch): "Aber wir haben doch was zum Essen!"

Oft habe ich bedauert, daß ich nun meine z.T. mühsam und mit großen Zeit- und Geldaufwand erworbenen Fremdsprachenkenntnisse jetzt kaum noch gebrauchen kann und sie mit der Zeit immer mehr nachgelassen haben. Auch die Erfahrungen im Umgang mit Menschen aus anderen Kulturen habe ich seit unserer Rückkehr aus Haiti kaum noch nutzen können. Aber ich glaube, daß es nicht in erster Linie darauf ankommt, daß alle unsere Gaben, Fähigkeiten und Kenntnisse immer und überall ausreichend eingesetzt werden, sondern darauf, daß in unserem Leben Gottes Wille geschieht.

Was ich damals nicht ahnen konnte: Diese Fähigkeit, mich auf Menschen aus einer anderen Kultur einzustellen und mit ihnen zu kommunizieren, sollte mir später noch einmal sehr nützlich werden!

Noch ein Neubeginn

Mein Vorgänger als Pastor der Evangelisch-Freikirchlichen Gemeinde Rüsselsheim war in mehrfacher Hinsicht ganz anders als ich. Während viele Menschen erst einmal Zeit brauchen, um mit mir warm zu werden, fliegen ihm die Sympathien und das Vertrauen der Menschen nur so zu. Deshalb war der Wechsel für die Gemeinde anfangs gar nicht so einfach, denn unwillkürlich verglichen sie mich natürlich mit ihrem früheren Pastor. Dazu kam, daß er noch in der Gemeinde war; auf Halbtagsbasis betreute er die Jugendarbeit. Wir beide hatten keinerlei Probleme miteinander und konnten einander gut ergänzen, aber diese Konstellation war sowohl für die Gemeinde als auch für mich nicht gut. Besonders den älteren Gemeindegliedern fiel es anfangs nicht leicht, sich an mich zu gewöhnen. Bald lernten sie dann aber doch meinen Dienst zu schätzen.

Nach einem halben Jahr mußte mein Vorgänger aus gesundheitlichen Gründen seinen Dienst in der Gemeinde beenden. Die Jugendarbeit gehörte aber weiterhin nicht zu meinem Aufgabenbereich. Ich sehe darin für mich keinen Gaben- und Aufgabenschwerpunkt mehr (obwohl ich ab und zu einmal eine Jugendstunde hielt, wenn ich eingeladen wurde). Außerdem hatte mein Vorgänger sich in seinem Dienst als Pastor sehr auf die Jugendarbeit konzentriert, was zwangsläufig etwas auf Kosten der übrigen Gemeinde gegangen war. Deshalb wollten die Ältesten, daß ich in meiner Arbeit andere Akzente setzen sollte. Ich fand aber auch zur Jugend einen guten Kontakt, wozu meine Teilnahme an einer Campingfreizeit stark beitrug.

Relativ neu war für mich nicht nur der vollzeitliche Gemeindedienst, sondern auch die Prägung der Rüsselsheimer Gemeinde. Sie ist 1910 aus einem Hauskreis entstanden und gehört von ihrer Geschichte, ihrer Lehre und Gemeindepraxis her in die Tradition der Brüderbewegung (obwohl viele ihrer Gemeindeglieder aus anderen Hintergründen kommen). Diese Bewegung entstand im frühen 19. Jahrhundert in Großbritannien und wurde am stärksten beeinflußt vom früheren anglikanischen Pfarrer John Nelson Darby (1800 - 1882). Die "Brüder", wie sie sich nannten, wollten jenseits aller Kirchen und Denominationen und frei von allen hierarchischen, institutionellen und sakramental-liturgischen Elementen sich nur "zum Namen Jesu hin versammeln" (Mat. 18, 20) und am Tisch des Herrn konsequent das Priestertum aller Gläubigen verwirklichen. Viel lag ihnen auch an der Reinheit der Gemeinde Jesu. Der radikale Flügel dieser Bewegung ist die "alte Versammlung", wie sie sich selbst nennen (andere bezeichnen sie als "die Exklusiven", weil sie jede geistliche Gemeinschaft mit anderen Christen ablehnen). Auf der anderen Seite stehen in Deutschland diejenigen Brüdergemeinden, die zum "Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden" gehören, zu dem sich 1941 Baptisten- und die meisten Brüdergemeinden zusammengeschlossen hatten. Sozusagen dazwischen sind die "freien" Brüderversammlungen, die nach 1945 den BEFG wieder verlassen haben. Die Rüsselsheimer Gemeinde hat diesen Schritt nicht vollzogen, sondern ist bis heute im Bund geblieben.

Die Brüderbewegung ist, wie andere christliche Strömungen auch, vielschichtig und unterschiedlich. Was die meisten Gemeinden aber immer noch gemeinsam haben, ist, daß das Mahl des Herrn (Abendmahl) Mittelpunkt des Gemeindelebens ist und jeden Sonntag vor dem Gottesdienst in einer separaten Versammlung gefeiert wird. Ausgeprägt ist auch das Bewußtsein, daß die Gemeinde Jesu von ihrem Wesen her keine Institution oder Organisation ist, sondern ein Organismus, nämlich der Leib Jesu. Man will deshalb keine Kirche sein, auch keine Freikirche oder Denomination, sondern einfach Gemeinde Jesu. Die große Mehrheit der Gemeinden hat keinen Pastor, weil sie befürchten, daß der die Gemeinde dominieren könnte und es in den Diensten der Gemeinde zu einer ungesunden Monokultur bzw. zu einem unbiblischen "Einmannsystem" kommen könnte. Die Brüderbewegung ist theologisch konservativer als andere freikirchliche Gruppierungen, was sich

auch daran zeigt, daß die Leitungs- und Verkündigungsdienste in der Gesamtgemeinde fast überall ausschließlich von Männern getan werden.⁴

Je mehr ich die Rüsselsheimer Gemeinde kennenlernte, aber auch die Brüderbewegung insgesamt, desto mehr merkte ich, daß dies sowohl meiner Persönlichkeit als auch meinem Bibelverständnis viel mehr entspricht als der baptistische Hintergrund, in dem ich aufgewachsen war.

So bin ich z.B. unsagbar reich gesegnet worden durch die sonntäglichen Mahlfeiern (Abendmahl). Ohne geplantes Programm (obwohl der Ablauf schon im wesentlichen immer derselbe ist) betrachteten wir an jedem Sonntagmorgen das, was der Herr Jesus Christus durch Sein Kommen in diese Welt und durch Sein Leiden und Sterben für uns getan hat. Dabei beschränkten wir uns keineswegs auf das Schwere und Schlimme, das Er erdulden mußte. Vielmehr hielten wir uns auch das wunderbare Erlösungswerk vor Augen, das Er damit vollbracht hat, und die unermeßlichen geistlichen Segnungen, mit denen Er uns dadurch beschenkt hat und noch beschenkt. Zumindest mit dem Herzen habe ich hier mehr und Wertvolleres auf dem Gebiet der Christologie (Lehre über Jesus Christus) und Soteriologie (Lehre über das Heil) gelernt als in meinem theologischen Studium. Die Brüder lasen dazu Abschnitte aus der Bibel vor und legten sie kurz aus; alle Anwesenden durften ebenso spontan Lieder vorschlagen und sich an den Gebetsgemeinschaften beteiligen oder auch ein Zeugnis sagen oder ein Gebetsanliegen weitergeben, bevor dann Brot und Kelch durch die Reihen gingen.

Ich will auch nicht verhehlen, daß die Mehrheit der Gemeindeglieder leider nicht mehr diesen Zugang zum Herrenmahl fand und daß diese Versammlung sehr viel schwächer besucht war als der Gottesdienst.

Mir gefiel auch sehr gut, daß ich in der Gemeinde nicht "der Herr Pastor" war. Meine gemeindeinterne Bezeichnung war "vollzeitlicher Mitarbeiter" (obwohl die meisten Gemeindeglieder von mir als von "unserem Pastor" sprachen, wenn sie nicht, wie die meisten, einfach meinen Vornamen benutzten). Ich war noch nicht einmal offiziell ein Ältester der Gemeinde, nahm aber gleichberechtigt an den Sitzungen der Ältestenschaft teil - wir leiteten die Gemeinde gemeinsam, wie es unserem Verständnis nach dem neutestamentlichen Vorbild entsprach. Ich sah mich biblisch als einen Ältesten, der sich von seinen Mitältesten nur dadurch unterschied, daß er für seinen Dienst eine besondere Ausbildung hatte und ihn vollzeitlich tat - dadurch hat er aber nicht mehr Autorität als seine Brüder. "Ämter" kennt das Neue Testament ohnehin nicht.

So wurde mir die Brüderbewegung - auch weit über unsere Rüsselsheimer Gemeinde hinaus - trotz ihrer unbestreitbaren Schwächen immer mehr zu einer neuen geistlichen Heimat, mit der ich mich stark identifizierte (obwohl ich natürlich wußte, daß alle menschliche Erkenntnis Stückwerk ist und die Gemeinde Jesu viel, viel größer ist als die Brüderbewegung!). Ich legte auch großen Wert darauf, diese Prägung in der Gemeinde zu erhalten und zu stärken.

Dies und eine zunehmende Bestätigung meines Dienstes aus der Gemeinde zeigten uns deutlich, daß wir auch mit unserem Weg nach Rüsselsheim wieder einmal ganz klar Gottes gnädige, liebevolle und barmherzige Führung haben erleben dürfen.

⁴ Wer mehr darüber wissen möchte, dem kann ich Gerhard Jordys dreibändiges Werk "Die Brüderbewegung in Deutschland (R. Brockhaus Verlag Wuppertal 1986) wärmstens empfehlen. Interessant ist aber auch das Buch "Versammlungen der 'Brüder' - Bibelverständnis und Lehre, mit einer Dokumentation der Geschichte von 1937 - 1950, Christliche Verlagsgesellschaft Dillenburg, o.J.

Typisch für die Brüderbewegung ist u.a. auch ein z.T. ganz eigenes Vokabular. So feiert man nicht das Abendmahl, sondern das Mahl des Herrn oder Herrenmahl; man hat, wenn überhaupt, keine Pastoren, sondern vollzeitliche Mitarbeiter; vielfach spricht man nicht von Gemeinden, sondern von Versammlungen usw. Unsere Kinder schienen sich da schnell anzupassen. Das wurde deutlich, als Pascal im November 1991 als Vierjähriger am Bischofsheimer Bahnhof einen Nahverkehrszug endlos lange herumstehen sah. Sein Kommentar: "Der kommt zu spät zur Versammlung!" Später erklärte er, daß er damit die "Bummelzug-Versammlung" gemeint hatte.

Übrigens kann man auch sonst anhand der Ausdrucksweise Gemeindeprägungen identifizieren. Wenn im Gottesdienst ein „Herr Müller“ erwähnt wird, befindet man sich in einer evangelischen Kirchengemeinde, landeskirchlichen Gemeinschaft oder einer Freien Evangelischen Gemeinde. Ist von „Bruder Müller“ die Rede, dann kann es sich fast nur um eine Baptistengemeinde handeln. In Brüdergemeinden dagegen spricht man von „unserem Bruder Müller“.

Nachdem meine Zeit als Pastor der Evangelisch-Freikirchlichen Gemeinde Rüsselsheim zu Ende gegangen ist, habe ich mich aber aus persönlichen Gründen nicht nur von dieser Gemeinde, sondern auch von der Brüderbewegung getrennt.

"Dialektische" Probleme

Wenn sie Einheimische im südhessischen Dialekt sprechen hörte, kam Annette sich zu Anfang immer vor wie in einem der alten Fernsehfilme über die Familie Hesselbach. Das war natürlich erheiternd, zumal wir dieses "Gebabbel" wirklich sympathisch fanden und finden.

Manchmal gab es aber auch Kommunikationsprobleme. So fegte ich in unserer ersten Zeit eines Tages den Bürgersteig vor unserem Haus, als eine ältere Nachbarin mich plötzlich ansprach mit den Worten "Ei wie?", wobei sie das zweite Wort mit höchster Kopfstimme sprach. Ich war völlig verdattert und wußte nicht, wie ich darauf reagieren sollte. Erst später erfuhr ich, daß dies die Kurzform war für "Ei, wie gehts?" Gerne wurde man auch gefragt: "Wo mache Se dann hi?" = "Wohin sind Sie unterwegs?" Meine Frau und ich waren zunächst auch überrascht, von Fremden scheinbar geduzt zu werden, wenn man uns mit "Ihr" und "Euch" ansprach - bis wir lernten, daß dies hier völlig normal ist.

Eines Tages bekam ich einen Anruf von der Bischofsheimer Grundschule. Unser Pascal war gestürzt und hatte sich verletzt. Ich fuhr sofort zur Schule. Dort erfuhr ich, daß er sicherheitshalber noch von einem Unfallarzt untersucht werden sollte. Ein Krankenwagen sollte ihn zu einem Röntgenarzt bringen. Aus Versicherungsgründen durfte Pascal nicht in unserem Auto transportiert werden, und ich durfte nicht im Krankenwagen mitfahren. Ich kannte mich damals noch nicht gut aus in der Gegend und fragte, wo denn die Praxis sei. "Ei, in Kostheim bei der Linde."

Kostheim ist einer der drei rechtsrheinischen Stadtteile von Mainz, die, weil sie auf hessischem Gebiet liegen, zu Wiesbaden gehören, aber dennoch weiter "Mainz-Kostheim" usw. heißen. Soviel wußte ich. Aber mir war dort noch nie eine Linde aufgefallen. Nun ja, sie mußte wohl besonders auffällig sein, wenn sie sozusagen als Orientierungspunkt galt. Trotzdem fuhr ich direkt hinter dem Krankenwagen her. Ich wußte ja, welche Panik unser Pascal schob, wenn er zum Arzt mußte! Als eine Ampel in Bischofsheim auf rot umschaltete, kurz nachdem das Sanitätsfahrzeug die Kreuzung passiert hatte, aber noch bevor ich folgen konnte, da fuhr ich vorsichtig trotzdem hinterher. Das war das einzige Mal, daß ich bewußt eine rote Ampel ignoriert habe!

Trotzdem konnte ich mit dem Einsatzwagen nicht mithalten und verlor ihn aus den Augen. Also hielt ich in Mainz-Kostheim eifrig Ausschau nach einer prägnanten Linde, fand aber keine. Da stand auf einmal der Krankenwagen am Straßenrand; Pascal war bereits in der Arztpraxis. Und auf der anderen Straßenseite entdeckte ich - nein, nicht den Baum, nach dem ich die ganze Zeit gesucht hatte, sondern die Firma Linde (sie stellt u.a. Industriegase her). Jetzt ging mir ein Licht auf! Auch das ist eine südhessische "dialektische" Besonderheit: man kauft nicht bei Aldi, sondern beim Aldi, und man arbeitet nicht bei Lufthansa, sondern man schafft bei der Lufthansa. Und in diesem Sinne war die Praxis des Unfallarztes bei der Linde.

Glücklicherweise waren die Verletzungen unseres Sohnes zwar blutig, aber harmlos. Aber sowohl mit ihm als auch mit seinem großen Bruder haben meine Frau und ich später oft die chirurgische Ambulanz des Rüsselsheimer Krankenhauses aufsuchen müssen, wie es mit richtigen Jungen nun einmal ganz normal ist - Entschuldigung; hierzulande sagt man nicht "Jungen", sondern "Buben".

Morbus Boeck und Beinahe-Unfälle

Schon oft habe ich vermutet, daß Gott uns viel öfter, als wir meinen, in großen Gefahren bewahrt, von denen wir gar nichts mitbekommen. Wir haben beileibe keinen Anspruch darauf, daß wir immer unversehrt bleiben und daß Gott Verletzungen und Krankheiten von uns fernhält. Umso dankbarer sollten wir für Seine unverdienten, gnädigen Bewahrungen in unserem Leben sein, wenn wir sie denn bewußt wahrnehmen!

An einem Samstagabend war ich zusammen mit einem Mann aus unserer Gemeinde auf der A 3 auf dem Heimweg von einer christlichen Veranstaltung in Wuppertal. Es war bereits dunkel. Ich befuhr auf der dreispurigen Autobahn die linke Spur, weil ich mit ca. 130 km/h ein Fahrzeug überholte, das auf der mittleren Spur seinerseits ein anderes Auto auf dem rechten Fahrstreifen hinter sich ließ. Da leuchtete mir plötzlich auf meiner Spur ein Scheinwerfer ins Gesicht. Nach rechts ausweichen durfte ich eigentlich nicht, weil ich dann den Wagen auf der mittleren Spur berührt hätte. Ich zog trotzdem leicht nach rechts, und nichts passierte. An der nächsten Ausfahrt verließ ich die Autobahn und fuhr auf der Gegenfahrbahn zurück, um zu sehen, was da geleuchtet hatte. Es war ein VW Golf, der wohl ins Schleudern gekommen war, sich gedreht hatte und nun gegen die Fahrtrichtung halb auf dem Seitenstreifen und halb auf der linken Fahrspur stand. Der äußere Scheinwerfer leuchtete noch - Gott sei Dank! Unsere Hilfe wurde nicht benötigt, und so machten wir uns wieder auf dem Heimweg, voller Dankbarkeit für Gottes Bewahrung. Er hatte dafür gesorgt, daß das noch funktionierende Licht des Unfallwagens mich gewarnt hatte. Und Seine Engel hatten mein Auto irgendwie zwischen der Unfallstelle und dem Pkw hindurchmanövriert, den ich gerade überholte. Ihm sei der Dank und die Ehre dafür!

Normalerweise fahren Annette und ich immer beide zu unserem Hauskreis in einen Rüsselsheimer Stadtteil, der an jedem zweiten Montag stattfindet. Aber einmal blieb ich zu Hause - warum, weiß ich nicht mehr. Auf dem Rückweg wollte Annette am späten Abend auf der vorfahrtberechtigten Hauptstraße in Bischofsheim eine Kreuzung überqueren, an der die Ampelanlage abgeschaltet war; der Querverkehr hatte ein Stoppschild. In diesem Moment kam von rechts ein Auto mit hoher Geschwindigkeit heran und überquerte ebenfalls die Kreuzung, ohne auch nur Gas wegzunehmen. Unser Auto machte einen Schlenker nach links, und so kamen beide Fahrzeuge ohne jede Berührung aneinander vorbei. Annette weiß aber nicht, wie sie das geschafft hat. Wahrscheinlich hat sie es auch gar nicht selbst zustande gebracht. Als sie nach Hause kam, stand sie unter Schock, aber sie war natürlich auch sehr, sehr dankbar für diese Bewahrung. Auf diese Weise hatte Gott ihr wieder einmal deutlich vor Augen geführt, wie sehr Er sie liebhatte.

Annette hat viel Erfahrung mit Krankenhäusern. Auch in unserer Rüsselsheimer Zeit mußte sie mehrere Operationen über sich ergehen lassen. Ich selbst kannte bald buchstäblich Dutzende von Kliniken und Rehabilitationseinrichtungen im ganzen Rhein-Main-Gebiet - aber eben immer nur als Pastor, der Gemeindeglieder und sonstige Bekannte im Rahmen seines Dienstes dort besuchte. 1992 war ich dann zum erstenmal seit meiner frühesten Kindheit selbst als Patient in einem Krankenhaus - ich mußte mir die Mandeln herausnehmen lassen. Das war ja eine relativ harmlose Sache, aber auf einmal konnte ich mich viel besser in die Menschen hineinversetzen, denen ich in solchen Situationen oft einen Besuch abstattete. Ich erfuhr nun zum erstenmal am eigenen Leib die Angst davor, aus der Narkose nicht mehr aufzuwachen, aber auch eine tiefe Geborgenheit in dem Wissen, daß unser Leben sowieso in Gottes Hand liegt - wer weiß denn schon beim abendlichen Einschlafen, ob er den nächsten Morgen noch in dieser Welt erleben wird?

Ein Jahr später suchte ich mit leichtem Fieber und Schmerzen in den Knie- und Knöchelgelenken unseren Hausarzt auf. Der hatte, wie meistens, ein volles Wartezimmer und untersuchte mich gar nicht erst. Er auf tippte einen grippalen Infekt, der wieder einmal

in unserer Gegend grassierte. Am nächsten Tag stand ich aber schon wieder bei ihm "auf der Matte", weil das Fieber gestiegen und die Gelenke angeschwollen waren, besonders an den Füßen. Außerdem hatte ich an den Unterschenkeln seltsame Knötchen. Erschrocken wies der Arzt mich sofort in das Mainzer Krankenhaus ein, in dem ich schon einmal Patient gewesen war.

Ich will meine Leser nicht mit Einzelheiten langweilen. Es dauerte jedenfalls mehrere schmerzvolle Tage, bis die richtige Diagnose gestellt werden konnte: Morbus Boeck bzw. Sarkoidose. Ich bekam von den Ärzten nicht allzu viele Informationen darüber, aber Gemeindeglieder kopierten mir entsprechende Artikel aus medizinischen Fachzeitschriften. So erfuhr ich, daß diese Krankheit durchaus tödlich verlaufen kann. Ich staunte über mich selbst, daß ich dieses Wissen so ruhig aufnehmen konnte. Wenn ich jetzt starb, dann war ich beim Herrn Jesus im Himmel - etwas Besseres kann einem Christen doch eigentlich gar nicht passieren!

Nun wurde ich mit Kortison behandelt, und innerhalb weniger Stunden ließen die Symptome nach. Nie werde ich vergessen, wie eine Oberärztin voller Freude zu mir sagte: "Gell, dieses Kortison ist schon ein Teufelszeug - oh, Entschuldigung, Herr Pfarrer!" Aber sie hatte ja recht: ich vermute, daß ich meine Gesundung von dieser Krankheit nebst der Gnade Gottes diesem vielgeschmähten und -gefürchteten Medikament verdanke. Dankbar bin ich auch, daß es zu keinem Rückfall gekommen ist, was durchaus hätte geschehen können.

Dennoch mußte ich einige Wochen in der Klinik verbringen, in denen ich mit mehreren Mitpatienten z.T. wertvolle Gespräche darüber führen konnte, was mir der Herr Jesus Christus bedeutet.

Und was hat es gebracht?

„Ihr habt mich nicht erwählt; sondern ich habe euch erwählt und gesetzt, daß ihr hingehet und Frucht bringt und eure Frucht bleibe ... " Johannes 15, 16

Das ist das Bibelwort, das meine Frau und ich anlässlich unserer Trauung über unseren gemeinsamen Lebensweg gestellt haben. Gut 21 Jahre haben wir in der Evangelisch-Freikirchlichen Gemeinde Rüsselsheim gearbeitet – da liegt die Frage nahe: Was und wie viel ist denn in diesen über zwei Jahrzehnten durch Euren Dienst an Frucht entstanden?

Diese Frage ist schwer zu beantworten, und zwar aus mehreren Gründen. Der naheliegendste und wohl plausibelste ist die Schweigepflicht, die es mir auch über die Zeit meiner Anstellung als Pastor hinaus verbietet, über Gemeindeinterna und erst recht über seelsorgerliche Dinge zu sprechen. Das nehme ich sehr, sehr ernst.

Der für mich wichtigste Grund, auf dieses Thema nicht konkret einzugehen, ist aber ein geistlicher. Wir Menschen der westlichen Welt sind extrem erfolgsorientiert. Alt Bundeskanzler Kohl soll es einmal sinngemäß so auf den Punkt gebracht haben: *„Was zählt, ist nur, was hinten herauskommt.“* Einfacher und anschaulicher kann man wohl kaum ausdrücken, was Pragmatismus⁵ ist. Aber in der Bibel wird das Wort „Erfolg“ kaum erwähnt, jedenfalls nicht in den genaueren Übersetzungen. Sie spricht statt dessen von **Frucht**. Damit sind wir wieder beim oben zitierten Bibelwort. Es zeigt, daß wir als Jünger Jesu dazu bestimmt sind, Frucht zu bringen. Aber am Anfang dieses Kapitels macht unser Herr deutlich, daß Er es letztlich ist, der das bewirkt, und nicht wir selbst. **Wessen Aufgabe ist es, zu zählen und zu bewerten, wie reichlich eine Weinlese ausgefallen ist? Die der Reben jedenfalls nicht, sondern das tut der Winzer.** Deshalb will ich es auch Ihm überlassen, zu überprüfen, welche Frucht und wieviel davon durch den Dienst von meiner Frau und mir in der Gemeinde in Rüsselsheim entstanden ist.

Vor einigen Jahren habe ich einmal anhand eines entsprechenden PC-Programms erarbeitet, was die Bibel konkret unter „Frucht“ versteht. Das Ergebnis hat mich zumindest teilweise überrascht. Dazu gehören natürlich Bekehrungen als Folge der Verkündigung des Wortes Gottes (Johannes 4, 36/ Römer 1, 13) – das entspricht ja auch unseren Vorstellungen. Aber geistliche Früchte sind auch ganz andere Dinge wie Buße (Matthäus 3, 8), Gehorsam gegenüber Gottes Wort (Matthäus 13, 22), geistliche Auferbauung von Mitchristen (1. Korinther 14, 14), positive Wesensveränderungen (Galaler 5, 22/ Epheser 5, 9 usw.) und auch Anbetung Gottes (Hebräer 13, 15). Das sind alles Dinge, die man kaum messen und statistisch erfassen kann.

Ursprünglich stand in diesem Kapitel ein Bericht über einen Freund, den ich viele Jahre lang habe begleiten dürfen bis zu seinem plötzlichen Heimgang. Das sollte exemplarisch stehen für das, was Gott an Menschen bewirkt, die Ihm ihr Leben übergeben und dann dem Herrn Jesus Christus nachfolgen. Wie man sieht, habe ich das wieder gelöscht. Nicht nur, um die Privatsphäre seiner Hinterbliebenen zu schützen. Sondern auch, um den Eindruck zu vermeiden, ich würde das, was an Frucht in seinem Leben gewachsen ist, mir zuschreiben. Ich bitte meine Leser um Verständnis dafür.

⁵ siehe <http://de.wikipedia.org/wiki/Pragmatismus>

Gott macht keine Fehler

Ich bin als einziger Junge mit drei Schwestern aufgewachsen (zeitweise habe ich mir sehr einen Bruder gewünscht!). Meine älteste Schwester Jutta lebt seit 1970 mit ihrem Mann und ihren beiden Söhnen in Australien. Die mittlere Schwester Elke hat fünf Kinder; die Familie wohnt in einem kleinen Dorf in Mecklenburg-Vorpommern, wo ihr Mann eine Einrichtung des Blauen Kreuzes für straffällige Alkoholiker gegründet und geleitet hat. Dörte, unser Nesthäkchen, ist als einziges von uns vier Kindern in der Nähe unserer Eltern geblieben. Sie hat in einem Seniorenheim gearbeitet, wo sie sehr beliebt war. Sie hat, wie wir alle vier, schon als Kind eine Bekehrung zu Jesus Christus als ihrem Herrn und Erlöser erlebt, und sie ist Ihm ganz bewußt, ernsthaft und konsequent nachgefolgt - und das trotz mancher massiver gesundheitlicher und beruflicher Probleme.

Ich schreibe deshalb von ihr in der Vergangenheitsform, weil Gott sie im Mai 2003 ganz plötzlich zu sich geholt hat. In ihrem fünfzigsten Lebensjahr erlitt sie einen schweren Schlaganfall, und im Krankenhaus kam dann noch eine Lungenembolie dazu, die ihr irdisches Leben abrupt beendete.

Für die ganze Familie und alle, die Dörte gekannt hatten, war das natürlich ein schwerer Schlag. Und doch konnten wir bei aller Trauer und allem Schmerz darin Gottes Weisheit und Barmherzigkeit sehen - so seltsam das auch aussehen mag.

Dörte war ihr Leben lang emotional ganz stark abhängig von unseren Eltern. Sie verbrachte jeden Urlaub mit ihnen, war oft am Wochenende bei ihnen (wo sie auch immer noch ein Zimmer hatte, obwohl sie sonst in ihrer eigene Wohnung im Gemeindehaus der Baptistengemeinde im Nachbarort wohnte) und rief jeden Tag an - sie brauchte die Gemeinschaft und die Gespräche mit ihnen. Nun waren unsere Eltern aber schon 83 bzw. 82 Jahre alt, und uns alle bedrückte die bange Frage, wie es weitergehen sollte, wenn sie nicht mehr unter uns sein würden. Als unsere Mutter massive Probleme mit den Knien bekam und dadurch nicht mehr gut laufen konnte, da wurde Dörte mehr denn je bewußt, daß sie irgendwann einmal ohne die Eltern würde auskommen müssen. Dazu kam noch, daß die beiden sich schwerem Herzens entschlossen, wegen ihrer Gehbehinderungen (unser Vater braucht auch einen Stock zum Laufen), nicht mehr in den Urlaub zu fahren. Das war ein weiterer Schock für Dörte. Sie hatte mehr und mehr Angst vor der Zukunft.

Wahrscheinlich hätte sie es nicht "gepackt", ohne die Eltern auszukommen. Ich hätte mich unmöglich so um sie kümmern können, wie sie es gebraucht hätte (schon durch die annähernd 600 km Entfernung nicht), und unsere anderen Schwestern schon gar nicht. Deshalb ist es uns ein großer Trost, daß Gott ihr das nun erspart hat. Wir wissen, daß sie jetzt bei Ihm im Himmel ist und nur noch ewige Freude erlebt. Was kann einem wiedergeborenem Christen aus biblischer Perspektive eigentlich Besseres passieren, als, wie Paulus es formuliert hat, "abzuscheiden und bei Christus zu sein" (Phil. 1, 23)?

Natürlich hat Dörte eine ganz große Lücke hinterlassen, die niemand füllen kann. Es tut weh, daß sie nicht mehr unter uns ist. Aber wir sind doch auch dankbar, daß Gott uns durch ihren Heimgang die Sorge um ihre Zukunft genommen hat. Gott macht keine Fehler!

Gut sechs Jahre später verschlechterte sich der Gesundheitszustand meiner Eltern dramatisch, vor allem der meiner Mutter. Wegen ihres Drehschwindels hatte sie sich zuletzt sogar in der Wohnung fast nicht mehr ohne Rollator bewegen können, weil sie sonst gestürzt wäre. Dazu kamen noch weitere Einschränkungen, so daß sie im Haushalt fast nichts mehr tun konnte, was ihr natürlich schwer fiel. Glücklicherweise kann mein Vater

kochen, und er tut das auch gerne. Und die beiden hatten eine tüchtige Putzhilfe, die jede Woche kam. Aber die Pflege wurde für meinen damals immerhin schon neunzigjährigen Vater zu einer Belastung, der er nicht mehr gewachsen war. Und so bekam er im Januar 2010 eine Gürtelrose im Arm. Die äußerte sich in vielen kleinen Hautwunden und vor allem darin, daß ihm immer wieder ganz plötzlich ein furchtbarer Nervenschmerz in den ganzen Unterarm bis in die Finger schoß. Die Finger wurden fast unbrauchbar für ihn.

So mußten dann beide in ein Pflegeheim, wo sich mein Vater bald langsam, aber stetig erholte. Meiner Mutter ging es jedoch noch schlechter, so daß sie ins Krankenhaus mußte. Sie wollte nur noch sterben, weil es für sie keine Lebensqualität mehr gab, auch wegen der oft unerträglichen Schmerzen. Dort wurde dann auch noch Darmkrebs diagnostiziert. Die Ärzte wollten operieren, aber sie lehnte das ab, und wir als Familie unterstützten sie dabei. Ich konnte sie in diesen Monaten mehrmals besuchen, weil ich arbeitslos war und viel Zeit hatte. Ich habe mich ganz bewußt von ihr verabschiedet und ihr noch einmal gedankt für alle ihre Liebe und für einige konkrete Dinge, die ich ganz besonders an ihr geschätzt hatte. Das hat uns beiden gutgetan!

Wir beteten alle Sturm, daß Gott doch ihren Wunsch erfüllen möge und sie bald zu sich nehmen möge. Am 2. Juni 2010 hat Gott dieses Gebet erhört und sie von ihren Leiden erlöst. Trotzdem hinterläßt auch sie eine Lücke, die immer offen bleiben wird. Vor allem meinem Vater fehlt sie natürlich unsagbar – immerhin hätten die beiden nur gut ein Jahr später ihre Goldene Hochzeit feiern können. Sie hatten eine gute, harmonische, sehr liebevolle Ehe geführt. Aber meine Mutter hatte sich sehr gewünscht, vor meinem Vater heimgehen zu dürfen. Sie wußte, daß er ohne sie würde zurechtkommen können, sie jedoch wegen ihrer gesundheitlichen Probleme niemals ohne ihn – sie wäre ein Pflegefall geworden. Deshalb gilt die Überschrift über diesem Kapitel, bei der ich ursprünglich nur an den Tod meiner jüngsten Schwester gedacht hatte, auch für das Ende des irdischen Lebens meiner Mutter: Gott macht keine Fehler.

Jemand hat einmal gesagt, man sei erst richtig erwachsen, wenn man keine Eltern mehr hat. In diesem Sinne möchte ich noch lange „Kind“ bleiben! Mein Vater hatte glücklicherweise seine behindertengerechte Wohnung behalten und war inzwischen wieder dorthin zurückgekehrt. Ich telefoniere zweimal wöchentlich mit ihm und konnte ihn in den Jahren meiner Arbeitslosigkeit auch einige Male besuchen, vor allem auch an Weihnachten.

Wer schreibt ...

Seitdem ich lesen kann, bin ich immer ein Bücherwurm gewesen. Als Kind und Jugendlicher habe ich Unmengen Bücher verschlungen, und auch in meiner Ausbildung gehörte das Lesen dazu. Später fand ich nur noch relativ wenig Zeit dazu und war immer dankbar, wenn ich gebeten wurde, eine Rezension zu schreiben, weil ich dann lesen "mußte".

Ich habe auch von jeher gerne geschrieben. Im Jahr 2000 ist mein erstes Buch veröffentlicht worden: **"Den Bruder und die Schwester gewinnen - So geschieht korrektive Gemeindeseelsorge"** (Christliche Verlagsgesellschaft Dillenburg). Es behandelt das Thema "Gemeindezucht" aus biblischer Sicht und mit einem starken Praxisbezug. Es ist aus Bibelarbeiten entstanden, die ich aus gegebenem Anlaß in unserer Gemeinde gehalten habe. Ich habe danach die mehrfache Anregung von Gemeindegliedern aufgegriffen, daraus ein Buchmanuskript zu machen.

Das war nicht schwer. Furchtbar schwierig war es dagegen, einen Verlag zu finden, der den Mut hatte, es zu veröffentlichen. Ich verstehe, daß Verleger Kaufleute sind, die bei jeder Neuerscheinung ein unternehmerisches Risiko tragen. Und auf jedes Buch, das gedruckt wird, kommen mindestens zehn Manuskripte, die abgelehnt werden müssen. Aber es ist schon traurig, daß es zumindest z.Zt. fast nur für solche christlichen Bücher einen Markt zu geben scheint, die entweder ein "reißerisches" Thema aufgreifen, das die Frommen gerade bewegt, oder deren Verfasser zur "evangelikalen Prominenz" gehört.

Ich weiß nicht mehr, wie vielen Verlagen ich das Manuskript angeboten habe. Manche haben überhaupt nicht geantwortet, und fast alle anderen lehnten ab. Umso mehr habe ich mich gefreut, daß die Christliche Verlagsgesellschaft (der Verlag der "Freien Brüdergemeinden") den Mut hatte, dieses Buch zu veröffentlichen. Ich habe erstaunlicherweise nur positive Reaktionen darauf erhalten, und einigen Gläubigen scheint es eine Hilfe gewesen zu sein - genau das war mein Ziel damit, und dafür gebührt Gott allein die Ehre. Inzwischen gibt es nur noch Restbestände dieses Buches.

In meinem Sommerurlaub 2002 schrieb ich aus Anlaß meines fünfzigsten Geburtstages diese meine **Lebensgeschichte**. In meiner Blauäugigkeit bot ich es ebenfalls "meinem" Verlag an, aber ich mußte einsehen, daß es dafür wirklich keinen Markt gibt. Dafür bin ich einfach zu unbekannt, und so "Dolles" habe ich ja auch echt nicht geleistet oder erlebt. Ich habe es seitdem immer wieder aktualisiert und ergänzt, zuletzt im September 2012. Es könnte ja auch sein, daß sich irgendwann einmal eins meiner Kinder oder später auch der (noch nicht existierenden) Enkelkinder dafür interessiert - wer weiß?

Ein amerikanischer Freund, der fast zehn Jahre zu unserer Gemeinde gehört hat, empfahl mir, eine Predigtreihe über den Epheserbrief zu halten und diese Predigten später zu veröffentlichen. Dem bin ich 2003 gefolgt; allerdings habe ich mich für den Philipperbrief entschieden. Im Herbst habe ich die vierzehn Predigtmanuskripte zu einem Buch umgearbeitet, und dann kam wieder das Schwierigste: Werde ich einen Verleger finden? Auch dieses Mal habe ich die Suche mit viel Gebet begleitet, und bei denen, die mir beim ersten Buch einen Korb gegeben hatten, habe ich es mit diesem Manuskript gar nicht erst versucht.

Und wieder hat Gott Gebet erhört: Ein relativ junger, kleiner Verlag in Sachsen, ebenfalls aus dem Bereich der Brüdergemeinden, hat es im April 2004 veröffentlicht: **"Worauf es ankommt - Eine seelsorgerliche Auslegung des Philipperbriefes"** (Jota-Publikationen, Hammerbrücke). Dafür bin ich sehr dankbar, und ich bete darum, daß viele Menschen beim Lesen dieses Buches Ermutigung, Korrektur, Wegweisung und geistliche Nahrung bekommen. Ich wünsche mir, daß auch diese Publikation unserem großen Gott Ehre macht.

Das sind meine Ziele mit meinen Büchern. Es geht mir nicht darum, damit Geld zu verdienen, sondern Gott zu ehren und Menschen zu dienen.

Bei „meinem“ dritten Buch habe ich nur als Herausgeber fungiert. Es heißt **„Hier werde ich gebraucht – Senioren im Dienst für Jesus“** und ist eine Zusammenstellung von Zeugnissen und Berichten von Menschen, die auch im Alter noch sehr aktiv sind im Dienst für Jesus. Erschienen ist es wieder in der Christlichen Verlagsgesellschaft Dillenburg.

Seit November 2009 schreibe ich Andachten über den jeweiligen Losungs- oder Lehrtext der Herrnhuter Losungen und veröffentliche sie auf meiner Homepage www.jesus-service.de und versende sie auch kostenlos per E-Mail an Abonnenten. Anfangs geschah das täglich, aber seit ein paar Monaten gibt es nur noch eine pro Woche. Aus den Andachten des Jahrgangs 2010 habe ich ein Buchmanuskript angefertigt und es vielen christlichen Verlagen angeboten. Es heißt **„Vitamin B – gesunde biblische Denkanstöße für jeden Tag“**. Aber auch dafür scheint es keinen Markt zu geben. Deshalb habe ich es dann als e-book bei Amazon veröffentlicht.

„Ich sach ma – wie entwickelt sich die deutsche Sprache?“ Unter diesem Titel habe ich meine Beobachtungen zu diesem Thema zusammengestellt. Ich bin nicht nur ein guter Beobachter, sondern auch ein aufmerksamer Zuhörer. Und was mir da so im Laufe der Jahrzehnte im wahrsten Sinne des Wortes zu Ohren gekommen ist, kann man da nachlesen. Es ist kein Fachbuch für Germanisten und andere Spezialisten, sondern eine humorvolle Betrachtung für alle, denen unsere Muttersprache am Herzen liegt. Es ist ebenfalls als e-book bei Amazon erschienen.

Den gleichen Weg habe ich gewählt, um die Aphorismen zu veröffentlichen, die ich formuliert und zusammengestellt habe. Manche davon kursieren sowieso schon im Internet, und einen davon haben Bekannte von mir auf einer Postkarte gefunden. Der Titel dieses Buches lautet **„Nichts ist so provisorisch wie der Tod – Gestammelte Werke – eine Aphorismensammlung.“**

Ich habe noch ein weiteres fertiges Buchmanuskript; bei dem bin ich mir aber noch nicht sicher, ob ich es mir wieder einfach machen soll und ebenfalls ein e-book daraus mache, oder ob ich nicht doch noch einmal versuchen soll, einen Verleger zu finden, der es druckt. Darüber hinaus schwirren Ideen und Gedanken zu weiteren Büchern in meinem Kopf herum.

Man soll nie „nie“ sagen – wie wahr!

Aufmerksamen Lesern wird nicht entgangen sein, daß ich bei der Beschreibung meines Gemeindedienstes die Vergangenheitsform benutzt habe. Das liegt daran, daß mir die Gemeinde im November 2009 gekündigt hat, und zwar unter für meine Familie und mich, aber auch für die Gemeinde sehr belastenden Umständen. Mehr möchte ich dazu nicht sagen, weil ich hier nichts Negatives verbreiten will. Ich war danach über zwei Jahre arbeitslos. Obwohl ich mich – wie auch in vielen Jahren Jahren zuvor – intensiv um eine neue Dienstmöglichkeit als Pastor bemüht habe, bekam ich nur Absagen. Die Gründe dafür vermuten meine Frau und ich hauptsächlich in meinem fortgeschrittenen Alter.

Anfang 2012 wurde ich dann auf einen neuen Beruf aufmerksam: Er nennt sich „Alltagsbegleiter in der Altenhilfe“. Es geht darum, hauptsächlich Demenzkranke vor allem in Heimen geistig zu reaktivieren und zu fördern. Das faszinierte mich sofort. In der Familie und im Gemeindedienst hatte ich es hier und da mit Menschen zu tun, die an Alzheimer oder anderen Formen der Demenz erkrankt waren. Ich merkte: Sie leben in ihrer eigenen Welt, die sie nicht mehr verlassen können. Echte Kommunikation mit ihnen ist nur dann möglich, wenn wir Gesunden uns in ihre Welt hineinbegeben. Das ist also, ähnlich wie die Missionsarbeit, eine Art transkulturelle Kommunikation.

Im März leistete ich dann im Rahmen eines von der Arbeitsagentur veranlaßten Lehrgangs in einem Seniorenheim im Nachbarort ein vierzehntägiges Praktikum in diesem Bereich ab. Das machte mir so viel Freude, daß ich von Mai bis Juli eine Ausbildung für diesen Beruf absolvierte. Das war in meinem fortgeschrittenen Alter natürlich eine große Herausforderung. Das Lernen für das Examen brachte mich denn auch an meine Grenzen; umso überraschter war ich über die echt gute Note, die ich erzielen konnte.

Aber auch in diesem Beruf bekam ich erst einmal keine Antworten auf meine Bewerbungen bzw. auf Nachfrage Absagen. Und dann, etwa vier Wochen nach dem Ende der Ausbildung, ging es auf einmal ganz schnell. Und so arbeite ich seit Anfang September 2012 als Alltagsbegleiter bzw. Betreuungskraft⁶ in einem kleinen Alten- und Pflegeheim in Frankfurt. Ich habe dort nur eine 70%-Stelle, aber durch den Weg zum Arbeitsplatz und zurück, den ich mit Auto und S-Bahn zurücklege, bin ich trotzdem fast jeden Werktag beinahe neun Stunden „auf Achse“. Ich bin froh und dankbar, endlich wieder berufstätig sein zu dürfen, und dafür, daß auch dieser Dienst mich ausfüllt.

Es ist anstrengend, sich einen ganzen Arbeitstag lang fast pausenlos intensiv auf meist demente Menschen einzustellen und sich mit ihnen zu beschäftigen. Aber die meisten Bewohner sind sehr, sehr dankbar dafür und sagen mir das auch täglich. Selbst, wenn sie es nicht täten, würde es mir große Freude machen, z.B. einer Bewohnerin ein Stück Orientierung wiederzugeben, und wenn es auch nur für kurze Zeit ist. Ich denke da an eine Frau, der ich mich jeden Tag wieder neu vorstellen muß. Ich erkläre ihr dann auch jedes Mal geduldig, was ich da im Pflegeheim mache und warum ich gerade zu ihr gekommen bin: um zu erfahren, wie es ihr heute geht und kurz mit ihr zu sprechen. Dabei lege ich ihr meine Hand auf Schulter oder Arm und schenke ihr meine volle Aufmerksamkeit. Und dann sagt sie mir meist, daß das sie sehr glücklich macht.

Natürlich ist es belastend, vor allem bei dementiell Erkrankten und Parkinson-Patienten (und nicht wenige Pflegebedürftige sind von beidem betroffen) über Monate hinweg deren leider unaufhaltsamen Verfall mizuerleben. Erzieher und Lehrer beobachten und fördern das körperliche und geistige Wachstum von Kindern. Ja, die Gören sind oft nervig, aber es ist doch schön, dabei zu sein, wenn sie sich die Welt erobern, ihr Wissen vergrößern und ihre Fähigkeiten ausbauen. Bei den Pflegebedürftigen sind wir Zeugen

⁶ nach § 87b SGB XI

derselben Entwicklung, nur unter umgekehrten Vorzeichen. Die Welt unserer Bewohner wird immer kleiner, ihre Grenzen werden immer enger, ihre Möglichkeiten immer weniger. Kinder lernen, immer mehr selbst zu machen – Pflegebedürftige müssen damit zurechtkommen, immer mehr auf die Hilfe anderer Menschen angewiesen zu sein.

Das Alter ist nichts für Weichlinge – das gilt schon für relativ gesunde Senioren, aber für solche mit zusätzlichen körperlichen und geistigen Behinderungen ist es noch viel, viel schwerer. Es ist beispielsweise ein grausamer Irrtum, zu meinen, Alzheimerkranke merken nicht, was mit ihnen los ist. Das gilt nur für die letzte Phase. Bis dahin aber spüren sie sehr wohl, daß ihnen immer mehr die Orientierung entgleitet. Das ist, als würde ihnen jemand den Boden unter den Füßen wegziehen.

Meine Aufgabe ist, solche Menschen zu begleiten, sie zu ermutigen und einfühlsame und teilnahmevolle Gespräche mit ihnen zu führen, solange dies noch möglich ist. Je mehr die kognitive Wahrnehmung schwindet, desto feiner werden die Antennen für das Emotionale, und desto mehr brauchen sie Zuwendung und Empathie. Bis zu einem gewissen Punkt kann ich auch ihr Langzeitgedächtnis reaktivieren und stimulieren, und es ermutigt sie, zu merken, daß das zumindest teilweise noch funktioniert. Das geschieht sowohl in Gruppen als auch in Einzelbetreuung, wobei die Entwicklung ganz generell immer mehr hin zur Einzelbetreuung geht, weil in den fortgeschrittenen Krankheitsphasen nichts Anderes mehr möglich ist.

Das bedeutet aber nicht, daß mein Berufsalltag überwiegend traurig ist. Viele Bewohner haben sich ihren Humor bewahrt und lachen gerne. Und ich mache immer wieder gute Erfahrungen mit scherzhaften, aber angemessenen und passenden Bemerkungen, die meine Schutzbefohlenen aufheitern. Manchmal sorgen sie auch selbst für Heiterkeit, wenn auch unbeabsichtigt. Beispiele dafür darf ich leider wegen meiner Verschwiegenheitspflicht hier nicht nennen.

Hätte man mir indes vor ein paar Jahren prophezeit, worin mein Dienst ab September 2012 bestehen würde, dann wäre es mir zumindest sehr schwer gefallen, das zu glauben.

Man eben wirklich nie „nie“ sagen!